

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Bentzstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

== Auf zur Wahl! ==

Am heutigen Tage wird es sich zeigen, wie die arbeitende Bevölkerung im 6. Berliner Reichstagswahlkreise über ihr Wohl und Wehe in politischer und wirtschaftlicher Beziehung denkt.

Der Worte sind genug gewechselt! Heute blicken die Genossen in ganz Deutschland, ja man kann sagen, in der ganzen Welt auf die Arbeiter des sechsten Wahlkreises; und heute haben die in Sturm und Noth, in Gefahr und Streit so oft erprobten Männer durch die That zu beweisen, daß sie wissen, was sie wollen, daß sie entschlossen sind, auch den letzten Mann an die Wahlurne zu bringen, der lebendigen Protest einlegt gegen Alles, was in dem letzten Jahrzehnt erduldet und ertragen haben.

Arbeiter und Wähler des sechsten Wahlkreises, die Ihr in Euren Reihen Männer gehabt habt, welche sich nicht scheuten, für ihre innerste Ueberzeugung in den Tod zu gehen, denkt heute an jene braven Kämpfer, die ihren Tod in kalter Winternacht in den eisigen Fluthen fanden — heute sollt ihr ihnen ein Denkmal geben, leuchtender und prächtiger als jenes ist, welches Eure abgedarrten Groschen den todtten Streitern auf die Gräber setzten.

Die Zeit des Handelns ist da! Proletarier, es ist Eure heiligste Lebenspflicht, heute in ungezählten Massen zu erscheinen, Eure einzige Waffe heute der Stimmzettel, macht von ihm Gebrauch, rüttelt die Gleichgültigen auf, kommt Mann für Mann an die Urne, thut Eure Pflicht!

In diesen Blättern ist Euch vor wenigen Tagen ein Lebensbild desjenigen Mannes entworfen worden, auf den sich heute die Zehntausende von Stimmen arbeitender Männer vereinigen sollen. Jedermann von Euch Allen kennt unseren Veteranen, dessen Haar gebleicht ist in dem aufreibenden Streit gegen die Uebermacht des Kapitals und gegen die Ungerechtigkeit; aber ungebeugt ist seine Kraft, zähe und trotzig sein Sinn, und in dem erlösenden Kampf, den wir Alle kämpfen, will er unser stolzes Banner nicht tragen wie ein Sechziger, sondern wie ein zweimal Dreißigjähriger!

Männer der Arbeit, die Zeit des Handelns ist da! Kommt hervor aus Euren Kellern und Höfen, aus Euren Bodentammern und Hinterhöfen, verlaßt heute Eure dumpfigen Fabriken und Arbeitsräume, heute ist der Tag, an welchem die herrschenden Klassen den warnenden Tritt der Arbeiterbataillone spüren sollen, heute hält die deutsche Sozialdemokratie eine glänzende Revue über eins ihrer erprobtesten Korps ab.

Niemand soll fehlen, die gemeinsame Sache ruft Euch, wer heute feige zurückbleibt, versündigt sich an sich selbst, an seiner Familie, an der Menschheit.

Und wenn heute Abend zehntausende von Arbeiterherzen unter dem staubigen Ehrenkleide höher schlagen, wenn von unzähligen Lippen ein stolzer Jubel- und Siegesruf ertönt, wenn **Wilhelm Liebknecht** heute Abend der Reichstags-Abgeordnete des sechsten Berliner Wahlkreises ist, dann habt Ihr Eure Pflicht gethan als Arbeiter, als Staatsbürger, als Sozialdemokraten.

Auf denn zur Wahl, der Kandidat der Arbeiter im sechsten Berliner Reichstagswahlkreise ist der

Schriftsteller Wilhelm Liebknecht

in Borsdorf bei Leipzig.

Feuilleton.

Ihre Tochter.

[74

Novel-Roman nach dem Französischen von R. Detring.

Im Gegensatz zu ihm war Herr von Randal sehr ruhig und suchte einen Streit zu vermeiden.

„Ich wäre untröstlich, mein Herr,“ erwiderte er höflich, wenn ich Sie unabsichtlich beleidigt hätte. Lieber will ich annehmen, daß Sie sich heut Abend in schlechter Stimmung befinden, oder daß meine Gegenwart Sie stört, mit Herrn von Arbois zu sprechen.“

„Sie haben Recht; Ihre Gegenwart stört mich,“ antwortete Andreas und sah seinen Gegner fest an. „Ich spreche mit Herrn von Arbois allein zu sein, um eine Frage an ihn zu richten, die Sie nicht hören dürfen, denn sie betrifft Ihre Handlungsweise.“

„Sehr wohl. Lieber Major, ich verabschiede mich.“

„Bleiben Sie, bitte,“ rief Guntram lebhaft. Und er wandte sich an Andreas.

„Was haben Sie mich zu fragen?“ sprach er rauh. Sie können in Gegenwart des Herrn von Randal reden; ich bin mein Freund.“

Andreas zögerte einen Augenblick, aber so wie die Rede sich entwickelt hatte, mußte er sie auch zu Ende bringen.

„Ich will wissen,“ sagte er, „ob Ihnen am Tage von unserem Zusammentreffen im Bois de Boulogne nicht ein Kammerdiener des Herrn von Randal hier auf dem Boulevard einen Brief überreicht hat, gerade als Sie aus dem Grand-Hotel herauskamen.“

„Wollen Sie Ihren Spaß mit mir treiben?“

„Nicht im Geringsten. Ich werde es Ihnen sofort be-

„Und? ... Sehen Sie sich doch Herrn von Randal an und fragen Sie ihn, weshalb er bleich wird. Wohlan! Ich erkläre ihn hiermit für einen vollendeten Schurken.“

„Sind Sie verrückt geworden, Andreas?“ schrie der Major.

„Nein, lieber Major, ich bin geistig vollkommen gesund und der da soll mir Rechenschaft geben für sein gemeines Vorgehen. Er hat durch seinen Diener den Brief schreiben lassen, der ein Mädchen, Namens Martine Ferrette, zu mir lockte, und einen zweiten Brief, der ...“

„Das ist un wahr,“ unterbrach ihn Randal.

Andreas hob die Hand, um ihn in's Gesicht zu schlagen. Guntram fiel ihm in den Arm, aber Herr von Elven konnte mit der anderen Hand seine Zigarre Herrn von Randal in's Gesicht werfen.

Es war geschehen. Ohne diplomatische Feinheiten hatte Andreas sein Ziel erreicht. Er wußte jetzt, daß Herr von Randal seinen Kammerdiener zu listigen Thaten gebraucht, und er hatte soeben den Knoten durch eine Beleidigung gelöst, die sich kein Mensch gefallen läßt, und war es auch ein Verbrecher in der Hülle eines Gentleman's.

Die Zigarre, die Herrn von Randal auf die rechte Wade getroffen hatte, war brennend und ersetzte also vollkommen eine Ohrfeige.

Der Beleidigte war entsetzlich bleich geworden, aber er hatte seine Kaltblütigkeit nicht verloren und sagte anscheinend ohne jede Aufregung:

„Haben Sie die Güte, mein Herr, morgen früh meine Zeugen zu erwarten. Sie werden noch am Vormittag bei Ihnen erscheinen.“

„Warum nicht noch heut Abend?“ fragte Herr von Elven lächl. „Wir sind dann rascher fertig.“

„Wenn Sie wünschen. Ich gehe ...“

„Lieber Randal,“ sagte der Major, „lassen Sie mich Ihr Zeuge sein. Wollen Sie einen Augenblick auf mich warten. Ich habe mit Herr von Elven noch einige Worte zu wechseln.“

Herr von Randal trat einige Schritte zurück. Guntram nahm den Arm Andreas' und zog ihn unter die Thür eines Hauses.

„Was Sie gethan haben, ist unqualifizierbar,“ sagte Herr von Arbois kurz. „Die Eifersucht hat Sie dazu getrieben.“

„Nein,“ protestirte Andreas; „ich habe den Menschen nur so behandelt, wie er es verdient. Zum Beweise brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß sein Kammerdiener die Person ist, die sich unter dem Namen Ernst bei dem Frauenzimmer in der Rue Mosnier eingeführt hat. Schließen Sie nun selbst weiter.“

„Das ist ja ganz absurd, was Sie da sagen,“ rief der Major.

Martine hat den Menschen wiedererkannt, sie fuhr gerade vorüber, als er Ihnen den Brief seines Herrn überreichte.“

„Und auf ein solches Geschöpf verlassen Sie sich! Ich bedaure Sie, mein Lieber, und ich will nicht erst meine Zeit verlieren und eine Anklage prüfen, die über meinen gesunden Menschenverstand geht. Ihre unentschuldbare Heftigkeit hat uns aber alle in eine unangenehme Lage gebracht. Ein Duell ist unvermeidlich geworden und Sie überlassen mir wohl, daß ich nach meinen Anschauungen die Vorbereitungen treffe. Der Name der Frau Baldieu braucht nicht hineingezogen zu werden, und wenn Sie noch etwas Liebe für ihre Tochter haben, so nehmen Sie die Bedingungen an, die ich Ihnen vorschlagen werde.“

„Ich werde alles thun, was Sie wollen.“

„So werden Sie mir auch nicht übel nehmen, daß ich Herrn von Randal als Zeugen diene und auch für Sie einen Zeugen wähle. Zwei Zeugen genügen. Es ist vollkommen überflüssig, daß der Herr, den ich Ihnen als Zeugen schicken werde, die Ursache des Duells erfährt. Sind Sie nicht auch dieser Meinung?“

„Vollkommen.“

„Gut, so gehen Sie nach Hause, und in zwei Stunden wird sich bei Ihnen einer meiner alten Kameraden aus Afrika einfänden. Er ist auf Urlaub in Paris und kennt hier Niemanden. Ich treffe ihn im Café Helder, und er wird sich bereit finden lassen, Ihnen als Zeugen zu dienen, obgleich er Sie nie gesehen hat. Ein Duell ist nämlich für ihn ein Hauptvergnügen.“

Der Boulangismus.

Das Lächerliche tödtet also doch nicht in Frankreich. Sonst müßte Boulanger längst todt sein. Aber er ist sehr lebendig geworden und die Republikaner haben völlig Recht, wenn sie sagen, daß der Boulangismus eine etwas ernst-hafte Sache geworden sei.

Man hatte einen solchen Wahlsieg nicht erwartet. Aber Wahlen bringen ja so häufig Täuschungen und Enttäuschungen. Ohnehin ist der Wahlkampf mit einem so fürchterlichen Lärm geführt worden, daß wohl Niemand sich eine genauere Vorstellung von den Chancen der beiden kämpfenden Parteien machen konnte.

An und für sich bleibt der Boulangismus so lächerlich, als er war. Denn wenn sonst ein einzelner Bürger in einem Lande auftritt und von sich sagt, er habe die Aufgabe, die Verhältnisse dieses Landes umzugestalten, so muß er einen gewissen Rechtstitel dafür haben. Er muß Verdienste um das Land aufweisen können oder er muß eine bedeutende geistige Fähigkeit besitzen, die ihm das Recht giebt, sich eine solche Mission zuzulegen. Aber was hat Boulanger von alledem? Seine politische Unfähigkeit und Unkenntnis hat er bei seiner großen Rede in der Kammer fattsam erwiesen.

Daß er dennoch Anhänger findet, die seine lächerliche Persönlichkeit vergöttern, begreifen wir vollkommen. In Frankreich giebt es eben wie überall eine gewisse Anzahl von Radaubridern, die eine Radaupolitik lieben um des Radaus willen. Im Uebrigen aber ist der Boulangismus der Ausdruck einer tiefen Unzufriedenheit, die durch das Land geht und weite Kreise erfaßt hat. Diese Unzufriedenheit gründet sich auf die Fehler der inneren Politik der Regierung und auf die Art und Weise, wie die Kammer die Geschäfte behandelt.

Besser als durch die Degenstipe des Premierministers Floquet wäre der Boulangismus bekämpft worden durch eine weise und demokratische Sozialpolitik und durch ein geschicktes Aufräumen unter dem Wirrwarr in den Finanzen. Aber in Regierung und Kammer dominiert eben immer noch die Streberei und die Geschäftspolizei.

Man kann an der Regierung des Herrn Floquet gewiß manches aussetzen, sehr vieles sogar. Aber, fragt man sich, was will denn der bornirte Mensch, der Frankreich in Unruhe bringt, an die Stelle der Politik des Herrn Floquet setzen? Der Mensch hat noch keinen einzigen positiven Gedanken entwickelt. Es sind aber gewisse Mächte hinter ihm thätig, denen er als Sturmbod dient.

Was will er denn? Er will, wie seine Organe wieder betonen, die Auflösung der Kammer und die Revision der Verfassung durch eine konstituierende Versammlung.

Nehmen wir einmal an, es ginge nach seinem Willen, die Kammer würde aufgelöst und die Verfassung revidirt. Dann müßte er doch auch Vorschläge machen und sagen, wie die Verfassung umgestaltet werden sollte. Da er aber absolut keine Ideen hat, so werden ihm solche eingeblasen werden und das können doch nur diejenigen Leute thun, denen er seine Wahlen verdankt und die ihm die Mittel zu seinem schamlosen Treiben geben.

Diese Leute wissen auch ganz gut, warum sie einen so bornirten Menschen an die Spitze der Bewegung gegen die Kammer und gegen die Verfassung gehoben haben. Wenn der entscheidende Moment kommt und festgestellt werden soll, welche Verfassung Frankreich sich geben will, dann ist ein Boulanger leicht bei Seite zu schieben.

Der gegenwärtige Zustand Frankreichs erinnert an jene schlimmen Zeiten Roms, wo die Straßendemagogen ihr Unwesen trieben, so daß in der Republik eine Anarchie einrückte, wie sie in der berühmten Rede des Cicero für Milo geschildert ist. In jener Zeit kamen ebenso schamlose Bestechungen vor, wie sie jetzt die boulangistische Agitation aufweist. Es ist in der That unerhört, daß ein ehemaliger General von einigen Menschen mit Geld so reichlich gespickt wird, um ein ganzes Land damit in Unruhe zu bringen, und daß der also mit Geld Gespickte sich überhaupt öffentlich sehen lassen kann. Und wir sehen Leute wie Rochefort, Kurquet und Raquet als seine Freunde auftreten, und die Rolle dieser Leute ist noch nicht ausgespielt, sondern beginnt

„Um so besser; auf einen Vergleich würde ich unter keiner Bedingung eingehen.“

„Wie Sie wissen, sieht Herr von Randal als Beleidigten die Wahl der Waffen zu.“

„Ich würde sie ihm sogar dann überlassen, wenn ich sie hätte.“

„Out. Ich vermute übrigens, daß er Degen wählen wird. Zur Pistole würde ich ihm wenigstens nicht rathen. Sie fechten ja auch mit dem Degen ausgezeichnet, wie ich noch wohl weiß.“

„Wenigstens so, daß ich mich verteidigen kann.“

„Mehr wird ja auch nicht nöthig sein, denn ich glaube nicht, daß Ihr Gegner besonders stark ist. Ist es Ihnen recht, wenn wir das Duell auf morgen früh festsetzen?“

„Je eher, je lieber.“

„Wohlan! Sie sind ein tapferer Mann, und hoffentlich wird die dumme Geschichte durch einen leichten Hautritz abgemacht.“

„Ich hoffe vielmehr, daß ich Herrn von Randal tödten werde, oder er mich.“

„Ah so! Glauben Sie denn, daß Sie Therese bekommen werden, wenn Herr von Randal todt ist?“ sprach der Major.

„Nein, ich weiß, daß diese Heirath unmöglich ist, aber ich werde wenigstens das glückliche Bewußtsein genießen, sie von einem Feinde befreit zu haben, der ihr den Untergang geschworen hat.“

„So glauben Sie also, daß dieser Feind Herr von Randal ist? Gehen wir nicht weiter darauf ein. Sie sind nicht in der Verfassung, jetzt ruhig nachdenken zu können, und ich will Ihnen deshalb nicht erst nachzuweisen suchen, daß Sie im Irrthum sind. Die Zukunft wird es Ihnen ja zeigen. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Es gilt also, daß Sie jetzt nach Haus gehen und daß... Aber da fällt mir ein... Marillac muß jetzt gerade bei Helder sein... Marillac heißt der Kamerad, von dem ich eben sprach. Wir können die Geschichte in zwanzig Minuten geregelt haben. Gehen Sie inzwischen auf dem Boulevard zwischen dem Opernplatz und der Rue de la Chaussée-d'Antin

in diesem Augenblick von neuem. Wohin ist man denn eigentlich gerathen?

Bei der Verwundung Boulanger's im Duell mit Floquet sagten wir in diesen Blättern, man werde erst abwarten müssen, ob dieser Degenstich die Anhänger Boulanger's nicht vermehren werde. Und es scheint eine solche Wirkung eingetreten zu sein. Vielleicht hat man das Duell dem General für eine Schlacht, wenn auch für keine siegreiche, angerechnet.

Die Reaktionsäre jubeln. Sie halten ihre Sache schon für gewonnen und sind der festen Ueberzeugung, daß Boulanger nur für einen der verschiedenen Prätendenten das Feld beadedt. Dieser Ansicht sind wir auch. Aber wir glauben noch nicht, daß die Republik bestimmt ist, an diesem Boulanger zu Grunde zu gehen.

Boulanger will nun überall seine Komitees bilden, um mit der Agitation gegen die Kammer und die Verfassung zu beginnen. Er wird offenbar dieselbe Komödie mit seinem Auflösungsantrag und seiner Mandatsniederlegung wiederholen. Dabei könnte ihm allerdings passieren, daß auch seine eigenen Anhänger der zweiten Aufführung derselben abgeschmackten Komödie nicht mehr applaudiren.

Die vielen Tausende, die am Sonntag für Boulanger gestimmt, sind sicherlich der Meinung, ihrem Vaterlande einen Dienst erwiesen zu haben. Das haben sie gewiß nicht gethan, denn wenn man offenbare Hanswürste zu „großen Männern“ macht, so leistet man seinem Vaterlande keine guten Dienste.

Wir wollen nicht hoffen, daß die Zukunft Frankreichs sich an den Ranen dieses Mannes knüpft, denn dann wäre Frankreich zu bellagen. Aber wir glauben es auch nicht, denn die französische Demokratie wird sich ermannen.

Politische Uebersicht.

Betreffs der sozialdemokratischen Denkschrift zur Feier des zehnjährigen Jubiläums des Sozialistengesetzes melden dieser Tage verschiedene Blätter, der Plan sei aufgegeben worden, weil es sich als unmöglich erwiesen habe, das vollständige Material zusammen zu bringen. Die Nachricht klingt von vornherein sehr unwahrscheinlich. Jetzt erhalten wir nun von einer Seite, die unabweislich wohl unterrichtet ist, die Mitteilung, daß jene Nachricht jeglicher Begründung entbehrt. Uebri-gens ist das Material so massenhaft, daß es durch die Reflexhaftigkeit auch dann noch imponiren würde, wenn es nicht ganz vollständig wäre.

Herr Erpizeldirektor Sollier, der in Zürich „er“ ist und sich derzeit jedenfalls aus sehr guten Gründen in Amerika befindet, — so schreibt man uns — wird wahrscheinlich schon vor Zusammentritt des Deutschen Reichstages allerhand zu hören bekommen, was ihn interessieren dürfte, wenn auch nicht gerade in freudiger Weise. Verschiedene Leute, die den Herrn kennen, sind mit Ausgrabungen beschäftigt, die nicht ohne Ergebnis geblieben sind.

Ueber den Charakter des italienischen Ministers Crispi, dessen diplomatische Radaulampagne gegen Frankreich das von uns vorausgesagte üble Ende genommen hat, sind unter dem deutschen Publikum ganz falsche Ansichten verbreitet. Herr Crispi gilt nämlich für einen prinzipienfesten Republikaner, der lediglich aus antikem Patriotismus das Opfer gebracht habe, in die Dienste der Monarchie zu treten — ähnlich wie dies weiland Garibaldi gethan. In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders, und ist dieser „zahme Elefant“ der Lobes-erhebungen würdig, die ihm von Herrn Binder und dessen Kollegen gesendet werden. Herr Crispi war früher allerdings Republikaner, hochgeschätzt von Mazzini und Garibaldi. Allein gegen Mitte der 60er Jahre, als der preussisch-italienische Krieg seinen Dörrschritt eingeschlagen wurde, kam für ihn der Moment realpolitischer Bekämpfung also ungefähr um dieselbe Zeit, wo auch in Deutschland — im Zusammenhang mit den gleichen Ereignissen — sich der Rasenmüll so vieler Säulen des „Radikalismus“ wölgt, und mancher „A. republikaner“ von anno Achtundvierzig die Entdeckung machte, daß Herr Bismarck die „beste Republik“ sei. In den Augen Mazzini's und Garibaldi's war Crispi ein einfacher Ueberläufer und Verräther, und die italienischen Radikalen beurtheilen ihn auch heute noch genau in derselben Weise. Kurz, dieser „antike Republikaner“ ist ein gewöhnlicher National-liberaler — natürlich ins Italienische überjetzt.

Ein verdrehtes Schweigen. Die sonst, wenn ihr das Haupt westwärts gedreht wird, so rechtsige Nordd. Allg. Ztg. hat noch keine Zeit gefunden, sich über die Erklärung zu äußern, zu welcher der von ihr veröffentlichte Brief des Maire's von Bône den als Adressaten des Schreibens bezeichneten Herrn Antoine veranlaßt hat. Herr Antoine versichert, er habe den fraglichen Brief weder erhalten noch beantwortet, da er nie mit dem Bürgermeister von Bône in Briefwechsel gestanden habe. Wenn dem so ist, so hat man es mit einer

auf und ab. Ich werde mit Randal vorangehen und das Nähere verabreden. Dann begehe ich mich sofort in's Café und bringe Ihnen den Hauptmann heraus.“

„Out,“ erwiderte Andreas im gleichgiltigen Tone.

„Nun dann, auf baldiges Wiedersehen,“ sprach Guntram.

„Sollte ich zufällig meinen Mann nicht treffen, so sage ich es Ihnen.“

Dermit nahm er Abschied und suchte Herrn von Randal auf, der zwanzig Schritte weiter stand und wartete.

Andreas sah, wie sie sich entfernten und schlenderte langsam den Boulevard entlang, wo ihn der Major treffen wollte.

Er bedauerte seine That nicht. Die Aussicht auf dieses Duell war ihm viel erträglicher, als der Zustand, in dem er sich seit einigen Tagen befand.

Es stand für ihn jetzt unerschütterlich fest: Herr von Randal war ein Schurke, wenn er nicht gar ein Verbrecher war. Dürfte er sich mit einem solchen Menschen schlagen? Es war ihm gleichgiltig, denn das Leben hatte für ihn keinen Werth mehr, und der Tod erschreckte ihn nicht.

Er hatte übrigens immerhin Aussicht, ihn zu tödten, denn er verstand den Degen meisterlich zu führen, Dank dem Unterricht, den ihm sein Vater, der eine gute Klinge schlug, schon als Knabe ertheilt hatte.

Und wenn er ihn tödtete, so rettete er Therese; denn er hielt es für ausgemacht, daß Herr von Randal jener Feind war, dessen Schandthaten er zwar nicht alle kannte, von denen er aber einige genügende Proben selber empfunden hatte.

Die gefälschten Briefe konnten nur auf seine Anweisung hin verfertigt worden sein, und alle dienten der schändlichen Absicht, Frau Valdeu daran zu verhindern, ihre Tochter einem Ehrenmann als Frau zu geben und statt dessen die zweifelhafteste Persönlichkeit Randal's zu ihrem Schwiegersohne zu machen.

Wochte der Major auch sagen, was er wollte, Herr von Randal wußte gewiß, daß Therese ein enormes Vermögen erbe, und nur ihres Geldes wegen wollte er sie heirathen.

Nur eines that Andreas leid, daß er die Verbrecher

hülfsung zu thun; eine solche der „Nordd. Allg. Ztg.“ imputiren, wäre aber tödlich, denn ein Wort des Herrn von Bône würde ja ausgereicht haben, den Schwindel aufzudecken. Der Brief des Maire's ist also zweifellos und genau in der Form, wie ihn die „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlicht hat, auch mit der Adresse des Herrn Antoine, und ebenso zweifellos ist es — immer unter Voraussetzung der Richtigkeit der Artoine'schen Erklärung — daß mit dem Namen des Maire's Reichstagsabgeordneter Mißbrauch getrieben worden ist, daß gewisse Leute d. h. solchen zu bestimmten Zwecken, vielleicht nur, um den Maire's von Bône für ihre Ansuchen geneigt zu machen, mit Absicht bedient haben. Wichtiger aber als der Brief und sein Inhalt ist die Frage: Wie ist die „Nordd. Allg. Ztg.“ zu dem Schreiben gelangt? Die „Frankf. Ztg.“ bemerkt dazu folgendes: „Einer unserer Meyer'schen Korrespondenten hat jüngst auf den Zusammenhang zwischen der Publikation des Briefes und einer in Meyer's geblommenen Hausfuchung hingewiesen, der daraus herzuleiten sei, daß zwischen den im Brief als Bône ermittelten Familien und dem von der Hausfuchung betroffenen Meyer Bürger ein verwandtschaftliches Verhältnis besteht. Nimmt man aber auch an, der Brief sei bei der Hausfuchung gefunden und beschlagnahmt worden, wie konnte er aus den Händen der zur Amtsvorschreibung verpflichteten Böhme's in die Spalten des Berliner o. südlichen Blattes gelangen? Es ist allerdings nicht das erste Mal, daß jenes Blatt Aftenblätter öffentlich die nur — sei es direkt, sei es durch höhere Vermittlung — durch die Polizei in seinen Besitz gelangen konnte, aber wohl das erste Mal, seitdem ein solcher Mißbrauch öffentlich des Falles Fischer-Büch unter die Gegenstände aufgenommen worden ist, an denen sich fittliche und nationale „Erkennung“ entzünden muß, wie sie Herrn v. Putzhammer so sehr zu Gesicht kam, als er im Reichstage den Hauptmann Fischer, der Absichten amtlicher Protokolle den sozialdemokratischen Abgeordneten auf Wunsch zugesetzt hatte, ein „pflichtvergeßliches Subjekt“ nannte und sogar ein Einschreiten des Reichstages auf diplomatischem Wege präherlich ankündigte. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ als nationale Tageszeitung sollte, so denken wir, nichts eiliger haben, als dem Verdacht, daß auch Deutschland mit solchen „Subjekten“ gesegnet und sie selbst deren Mißbrauch sei, den Boden zu entziehen; es würde das einmal eine bare Tagesleistung“ sein.“

Das Sozialistengesetz. Die Sozialistenfrage ist es hier manchmal wirklich nur an einer Kleinigkeit. Die „Berliner Börsenzeitung“ hat sich ein Debüüt gefunden, der die Räthsel mit einem Worte löst. An die Stelle des bisherigen Sozialistengesetzes soll die folgende Bestimmung treten: durch Theilnahme an sozialdemokratischen, sozialistischen, kommunistischen Umtrieben die Bestrebungen unterstützen, den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bewirken, wird mit Gefängnißstrafe von 4 Wochen bis 3 Jahren bestraft. Werthvoll ist nur, daß der Urheber dieses genialen Vorschlags nicht umhin kann, die vollständige Unmöglichkeit des bisher geltenden Sozialistengesetzes ausdrücklich ausgesprochen.

Der Pariser Stadtrath kann es nicht unterlassen, die thätigste Theilnahme an der Verbesserung des Arbeiterstandes zu bekunden. Die dortigen Arbeiterkolonien haben drei Verbesserungen vor sich: 15-20 Mann erwählt, wovon eine nach Barcelona, die zweite nach Glasgow und die dritte nach London geht, um die dortigen Ausstellungen zu besichtigen. Alle wichtigen Gewerbe, Professionen und Industrien sind vertreten. Die Arbeiter in Barcelona, Glasgow und London bereiten den französischen Delegirten einen internationalen Empfang im Sinne der Freiheit, der Arbeit und der Schöpfung jeglicher Grenzen. Die für einen fünfzehntägigen Aufenthalt dem Herrn A. Heflofen sämtlicher Delegirten von dem Pariser Gemeinderath getragen. — Das sollte deutscher Gemeinderath mal riskiren, seinen Mitgliedern zu schlagen!

Das sog. Brotkorbgesetz in Preußen brachte seit 1885 eine ganz enorme Summe von zurückgehaltenen staatlichen Einnahmen an Gehtliche u. in den Staatskassen. Hieran kann man nach den neuesten Meldungen 16 Millionen zu — also bauen eine sehr zeitgemähe (?) Verwendung finden.

Vom Landbriefträger! Von den wähd. und Tel. post-jährigen Beiträgen vom 1. Oktober 1885 bis 1887 im Reichspost- und Telegraphenbetriebe vorgelegten, sind 83 Vertriebsunfälle treffen nicht weniger als 26 Unfälle, wovon 31,3 pCt. auf den Landbriefträger die Rechnung der Bestellung von Telegrammen in den Landpostämtern. Darunter befanden sich 16 Todesfälle, d. h. mehr als die Hälfte aller Unfälle im Landpostdienst, 57,6 pCt., hatten einen tödlichen Ausgang. Fünf dieser Todesfälle erfolgten durch Ausgleiten bei herrschender Glätte, zwei durch Einbrechen auf dem Eise, sechs durch Erfrieren, zwei durch Weirren bei herrschender Dunkelheit, zwei durch Hirschschlag, einer durch Schussverletzung und Rebel, einer durch Umstürzen eines Landpostbriefträgerwagens bei Glätte; außerdem sind ein Landpostbriefträger und ein Posthilfsbote ermordet worden. Diese erschütternde Statistik enthält das Risiko

nicht dadurch zu Boden schmettern konnte, daß er ihm einen seiner Helfershelfer gegenüber stellte und so Guntram aus seinen Missionen zu reißen vermochte. So blind war der Major, daß er dem elenden Wichte fast noch Gerechtigkeit leistete.

Das alles dachte Andreas von Eiben, während er langsam auf dem Boulevard dahin schritt. Eine halbe Stunde etwa war vergangen, da sah er den Major in Begleitung eines Herrn auf sich zukommen, dem man ein fünfzig Schritte schon den Soldaten ansah. Es war ein großer, kräftig gebauter Mann in schwarzem Ueberrock, er war so gebräunt wie ein Araber und trug den Kopf etwas schief.

Nachdem die Herren einander vorgestellt waren, nahm Herr von Arbois das Wort und behielt es auch, denn der Hauptmann Marillac war von Natur ein Schweiger und beschränkte sich auf einfüßige Zustimmung zu dem, was sein alter Kamerad, der sein Vorgesetzter geworden, sagte. (Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Gegen den Sonnenstich. Gegen dieses im heißen Sommer bei uns vorkommende Leiden theilt ein französischer Militärarzt folgendes einfache und leicht zu beschaffende Mittel mit: Sobald die ersten Symptome der Erkrankung auftreten, löse man einen Eßlöffel voll Salz in einem Eßlöffel Wasser auf und tröpfe diese Mischung dem Kranken in beide Ohren. Es wirkt sich sofort ein angenehmes Wohlbehagen ein und es verschwinden in kurzer Zeit die Entzündungssymptome. Bemerkenswert ist, daß dieses Mittel bei den Beduinen allgemein im Gebrauch ist und von denselben für unfehlbar gehalten wird.

Von der gefährlichen Luftschiffahrt, welche der Aeronaut Loulet und die beiden belgischen Offiziere Herrmann Nabauden und Lieutenant Crox bestanden haben, wird der letztgenannte folgende Schilderung. Die Luftschiffer hatten als sie in der Nacht zum Dienstag zum Meere hinausgeschickten, in der Dunkelheit dies Anfangs gar nicht bemerkt. Sie schwebten bereits über der Insel Walcheren (Solland),

Arbeit, das so...
hoben in den...
für als Ent...
ein paar h...
Mannthum...
wie eine A...
Kellerung...
ein Gebot der...
wider im R...
Schaubildern...
des mode...
Neuere
Sachsen hat...
181 pCt. des...
die Bevölker...
einem durch...
während die...
unter betrag...
fremde Boden...
Sum 1
das v. o. l. n...
und Staran...
die Hirtbe...
rath?) die W...
Bürgerkrieg...
der politischen...
Landtagsman...
Das Pa
die gegenw...
Webel dahin...
im Reichstage...
erhaltenen V...
förmlichen...
den Neug...
geschicklich...
nicht nicht...
Erneuerung...
dem Eorenen...
jedenfalls sehr...
daß der Vielg...
Kundland ver...
nicht bekannt...
als, wenn es...
Zweifel ist.
Der bek
im Rhein hat...
bekannt.
Ein Bei
Kaufmann, der...
gewiegt, mi...
genden Mand...
nicht geben...
ihnen Bürger...
den freien Soz...
ierung bei ih...
unter den Sch...
Medaille.
Der h
Gestern ist Her...
macht worden...
kauft habe...
Herrn Bödel...
18. August ist...
Landesverm...
Womit d
in meinem A...
Erbfolge (Ch...

... das solch einem armen Teufel von Landbriefträger blüht. In Wind und Wetter, zu jeder Jahreszeit wird er hinausgeschickt in den anstrengenden aufreibenden Dienst, und erhält dafür als Entgelt einen eiskalt niedrigen Lohn, ein paar hundert Mark, die ihm kaum gestatten, das Lebensnotwendige an Lebensbedürfnissen zu befriedigen. Hier wäre eine Verbesserung, eine bedeutende Aufbesserung der Gehälter eine dringende Nothwendigkeit, ein Gebot der Humanität, der Gerechtigkeit, aber unsere Kartellhäuser im Reichstage haben taube Ohren für die Klagen dieser Gehaltsbeamten, und ihr Auge ist blind für die Märtyrer des modernen Verkehrswezens.

Neuere Veröffentlichungen über die Grutesstatistik
Nachforschungen haben ergeben, daß die sächsische Landwirtschaft nur 1/3 St. des Bedarfs an Körnerfrüchten deckt. Berechnet man die Bevölkerung Sachsens zu 3,2 Millionen, so ergibt sich bei einem durchschnittlichen Bedarf von 230 Kilogr. pro Kopf der Bevölkerung ein Jahresbedarf von 7360 000 Doppelcentnern, während die Ernte an Körnerfrüchten nur 2 806 000 Doppelcentner betrug, und Sachsen demnach der Hauptfache nach auf fremde Vorräthe angewiesen war.

Das Kapitel der Waarfreiheit liegt eine Erklärung des polnischen Vertrauensmannes für die Kreise Dirschau und Stargard, des Herrn von Kalkstein vor, der zufolge die Waarfreiheit in Dirschau „von höheren Persönlichkeiten“ (Landtag?) die Weisung erhalten haben, ihre Votale für polnische Wahlversammlungen nicht herzugeben. — Der bisherige Führer der polnischen Fraktion, Patrzyszki, erklärte, künftig kein Landtagsmandat annehmen zu wollen.

Aus Baden wird der „Nch. Post“ geschrieben: Nachdem die gegenwärtige Periode des Reichstagsabgeordneten Wahlrechts dahin erfolgt ist, daß derselbe die Beweisstücke für seine Wahlberechtigung gegen den Hauptmann a. D. von Ehrenberg zu erweisen beschuldigt worden ist, so ist die Untersuchung gegen den Ehrenberg eingeleitet worden, dürfte das Reichstagsmitglied nicht umhin können, den Schweizer Bundesrath um Herausgabe dieser Akten anzufragen. Alsdann dürfte es aber dem Ehrenberg, wenn er sich nicht unwillig unerschrocken macht, jedenfalls sehr übel gehen. Es läßt sich daher annehmen, daß der Reichsbeamte, noch ehe es Ernst wird, plötzlich ins Ausland verduftet, denn bisher ist von seiner Verhaftung nichts bekannt geworden, die sonst in ähnlichen Fällen üblich sind, wenn es sich um Sozialdemokraten handelt, außer jedem Zweifel ist.

Der bekannte Polizeirath von Gade in Frankfurt am Main hat seine Entlassung eingereicht. Weshalb, ist nicht bekannt.

Ein Beispiel zur Nachahmung. In Sachen hat ein Militär, dessen Lokalitäten dem Militär verboten sind, sich gewöhnlich, militärische Cirquartierung während der jetzt beginnenden Manöver anzunehmen. Und die Behörden müßten ihm Recht geben. — Dasselbe wurde von mehreren sozialdemokratischen Hülfern dadurch erreicht, daß sie den Behörden anzeigten, daß kein Sozialdemokrat und könnten, so lange die Cirquartierung bei ihnen sei, ihre sozialdemokratische Bekennung nicht unter den Scheffel stellen. Das wollte. Man sieht: Die Boykott-Medaille hat auch ihre Rechte.

Der höchste Antisemitismus. Von verschiedenen Seiten ist Herrn Bödel der allerdings schreckliche Vorwurf gemacht worden, daß seine Frau ihr Brautkleid bei einem Juden gekauft habe. Dieser Flecken auf der antikeselischen Ehre des Herrn Bödel mußte abgewaschen werden. In Nr. 129 vom 28. August läßt er sich die Reinheit seines Antisemitismus nachfolgendermaßen bestätigen:

„Marburg, 20. 6. 1888.
Hiermit bescheinige ich, daß Frau Dr. Bödel, geb. Böschchen, in meinem Weiseln ihr Brautkleid voriges Jahr bei Herrn Epischele (Christ), Kaufmann dahier, gekauft hat.

Katharina Pauls,
Strimweg Nr. 6.

Zur Charakteristik der Waffen, mit welchen die konserativen und jüdischen Gegner des Herrn Dr. Bödel kämpfen, übergeben wir diese Thatsache der Oeffentlichkeit. — Wer jetzt noch an Bödel zweifelt, der sei verflucht.

Eine Versammlung in Eibersfeld, in der der Reichstagsabgeordnete Harm über die Alters- und Invalidenversicherung sprach, verfiel der Auflösung, als in der Diskussion, nachdem Herr Grimpe gesprochen, Herr Jupp die gegenwärtig herrschende anarchische Produktionsweise berührte. Infolge dessen konnte nachfolgende Resolution nicht zur Abstimmung kommen: „Die Versammlung erklärt, daß der Entwurf für die geplante Alters- und Invalidenversicherung in jeder Beziehung mangelhaft ist,
1. durch die zu weite Hinausschiebung der Altersgrenze;
2. durch die den heutigen Verhältnissen gegenüber durchaus ungenügende Höhe der Rente;
3. durch das den ganzen Entwurf wie ein Faden durchlaufende Bevormundungssystem, namentlich aber gegen das in Form von Leistungsbüchern beigegebene Arbeitsbuch.

... noch immer glaubten, nach Osten zu treiben. Endlich zeigte ihnen die Reihe der Leuchtthürme ihre gesahnte Lage. Ueberall rief man ihnen — der Ballon schwebte sehr niedrig — was einer Fischerbarte zu, sie befanden sich über dem Meere. Immer mehr warfen sie wiederholt Ballast aus, um nicht in die See gezogen zu werden, denn die Gondel berührte bereits das Wasser. Der Ballon erhob sich infolge dessen zu bedeutender Höhe. Die Aeronauten hofften jedoch ein Schiff zu gewahren, das dann sich herabzulassen, um von demselben aufgenommen zu werden. Eine große Fischer-Schaluppe, die sich zeigte und die sie ihre Hoffnungen setzten, verschwand rasch aus ihrem Gesichtskreise. Sie schwebten jetzt — es war bereits 6 Uhr Morgens — in einer Höhe von 2000 Meter. Loulet ließ den Ballast samt aller Instrumenten, die sie mitgenommen hatten, fallen, ließ aber gleichzeitig den an einem Seile befestigten Ballast gewahrt und schöpfte neue Hoffnung. Es war jetzt über Morgens und man befand sich 12 Seemeilen von der Küste (Ansel Walcheren). Loulet öffnete das Ventil und der Ballon sank mit großer Geschwindigkeit. Die Gondel schwamm einem Boote gleich im Meere, allein die Luftschiffer, von denen einer seelicht wurde, konnten sie nicht dirigieren, sie waren völlig ermattet. Lieutenant Croy warf seine Kleider aus Meer, bereit, sich und seine Kameraden durch Schwimmen zu retten, wenn der Dampfer sie bemerkte. Zum Glück war der Dampfer „Warrior“, der von Petersburg nach Dänischen unterwegs war, ließ ein Boot auslegen, dessen Ansaßen es gelang, die Luftschiffer auf's Beste aufgenommen und nach 8 stündiger Fahrt in Dänischen an's Land gesetzt, wo Lieutenant Croy sich seine Kleider verschaffte.

Wie die Postämter Briefe aufgeben. In wie merkwürdiger Weise sie sich zu helfen wissen, erzählt die „Post“. Sie stecken nämlich die Briefe in die Briefkästen und lassen sie abgeben, der ihnen „genug“ zu sein scheint, dazu, sie zu abgeben, in welche Verlegenheit sie dadurch das hartnäckige Postamt, das nie mit sich handeln läßt, bringen. Stimmt die Anzahl der unfrankierten Briefe mit dem vorgefundnen überein, so frantirt das Postamt einfach die Briefe; viel häufiger ist es jedoch, daß das Geld unzureichend ist, und da man nun nicht wissen kann, für welche Sendungen genügendes Porto erhalten wurde, so werden diese Beträge deponirt und sämtliche Briefe unfrankirt befördert. Auf Reklamationen werden dann die Beträge zurückerstattet.

Die Wähler Eibersfelds beauftragten ihren Vertreter, gegen den vorliegenden Entwurf zu stimmen. Die Versammlung erklärt ferner: Die Anbahnung der Lösung der sozialen Frage kann nur durch das von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion (s. B. eingebrachte Arbeiterschutzgesetz, vor allem aber durch internationale Fabrikgesetzgebung geschehen.

kleine Lebenswürdigkeiten von der russischen Grenze. Aus Wolschmit in Schlesien wird unterm 27. d. M. geschrieben: Die russische Grenzbesatzung fängt an, auch Koladen-Früchte gegen dieselbige Bewohner zu üben, wie folgender Fall dies nachweist. Am 22. d. M. reisten vier hiesige Fleischer über die Grenzlammer in Gniazdow von Polen nach Hause. Vor dem Amtsgebäude dafelbst betrafen sie auf der Straße zwei Frauenpersonen, wie sich nachträglich herausstellte, die Frau des Grenzkapitans von dort mit ihrem Dienstmädchen. Im Vorübergehen wandte sich der Fleischer L., welcher sich in angeheiterter Laune befand, als der letzte der marschierenden Truppe an die Frauen mit der Anrede, wohin sie gingen, ob sie nicht nach Brauen mitgehen möchten, ping an, nachdem er von der Kapitansfrau in russischer Sprache erwidert worden, seines Weges weiter. Am folgenden Tage reisten wieder sämtliche Fleischer von hier zum Markte nach Kosieglow, wobei sie die Grenzlammer in Gniazdow passieren mußten. Beim Vorübergehen dafelbst wurden jedoch der Fleischer L. und der Fleischer G., welche Tags zuvor in Gmainschast dort durchreisten, zurückgehalten und hernach durch aus der Kaserne herbeigekommene Grenzsoldaten nach der Kaserne gebracht und dort in Haft gehalten. Nach Eintreffen des Kapitans, welcher ihnen wegen angeblicher Beleidigung seiner Frau eine große Standrede hielt und erklärte, er würde ihnen zeigen, wie sie in Rußland sich zu betragen hätten, wurden sie in den Hof der Kaserne gebracht, der Fleischer L. gewaltsam am Unterkörper entkleidet und im Stalle der Kaserne über eine Bank querüber gestreckt. Vier russische Grenzsoldaten, versehen mit Knutenbündeln aus ge-rotheten frischen starken Viehreisern, stellten sich daneben und schlugen nach Kommando des Kapitans reihenweise auf den entblößten Körper des Infulpaten. Nach minutenweiser Unterbrechung wurden die Schläge während eines Zeitraumes von einer halben Stunde fortgesetzt. Nachher wurde der Mißhandelte zwei Rufen übergeben, welche ihn unter Kolbenstößen nach der Grenze zurücktransportirten und ungeachtet seines Baffes ihn vom russischen Gebiet zurückwies. Der Fleischer G., welcher als Reisebegleiter des L. der Exekution beizubehalten mußte, wurde gleichfalls mit der Weisung entlassen, in Preußen das Geschehene mitzutheilen und Respekt vor russischen Gewaltthätern zu verbreiten.

Frankreich.
In Pariser Blatte „Parti National“ lesen wir: „Prinz Viktor Napoleon und Boulanger, die einiger denn je vorgehen, bereiten sich auf eine gewaltige Anstrengung für die Wahlen von 1889 vor. Sie haben ein Mundschreiben verfaßt, das demnächst unter geschlossenen Couvert an alle Maire's von Frankreich, sowie an die einflussreichsten Wähler aller Gemeinden versandt werden wird. Dieses Mundschreiben, welches den Appell an das Volk“ preist, fängt das Lob der donapartistischen Partei und erinnert in vielen Punkten an den vor einiger Zeit beschlagnahmten Brief des Grafen von Paris. Es ist von dem General du Barail unterzeichnet, welcher die Personen, die es erhalten, auffordert, sich mit dem Centralomitee in Paris in Verbindung zu setzen. Die Donapartisten waren auch darauf bedacht, auf den Geist der Massen durch Bilder zu wirken. Sie haben eine ungeheure Anzahl farbiger Bilderbogen, „Gestern! Morgen!“ überschrieben, anfertigen lassen. In der Mitte merkt man eine Büste Napoleons I., umgeben von vier Kompositionen, darstellend Napoleon III. zu Pferde, den Prinzen Victor ebenfalls zu Pferde, eine Szene des Appells an das Volk“ in einem Abstimmungs-Lokale und endlich den jungen Napoleon IV. im Kampfe mit den Julius. Dies letztere Bild trägt folgende bezeichnende Unterschrift: „Armer, wackerer kleiner Prinz, wärest Du noch am Leben, wie würdest Du die Republik tanzen lassen!“ Die Boulangeriten ihrerseits verlieren ihre Zeit nicht. Dreihzig Abgeordnete, der ehemalige Minister Gravel voran, sollen sich dem Exgeneral angeschlossen haben. In Abwesenheit des in der Bretagne weilenden Herrn Dillon und Boulangers, der, man weiß noch nicht wohin verziehen will, bleibt Thiebaut allein in Paris, um die Korrespondenz in Empfang zu nehmen. Er begiebt sich alle Tage von 10 bis 12 Uhr nach der Villa des Grafen Dillon in Neuilly, wo dem Komitee, das aus der Rue de Sece ausgezogen ist, ein Lokal eingeräumt wurde. Graf Dillon giebt vor, für seine Rechnung in einem Bankhause eine Million für die boulangistischen Operationen der Zukunft hinterlegt zu haben. Es wird betont, daß dieses Geld aus seiner eigenen Tasche (?) stamme.

Belgien.
Die Jury der Ostender Ausstellung für Gesundheits- und Rettungswesen hat der Genet sozialistischen Kooperations-Genossenschaft „Booruit“, die Brote aus ihrer Genossenschaftsbäckerei ausgestellt hat, den höchsten Preis, eine silberne Medaille, für dieses Produkt und die Fabrikations-Methode zuerkannt. Dieser Erfolg der Genossenschaft

Heber künstliche Augen aus Vulcanit und Celluloid berichtet der Breslauer Augenarzt Professor Dr. Hermann Cohn in der „Zeitschrift für Ophthalmologie und Mechanik“: Im 16. Jahrhundert wurden bereits künstliche Augen aus Gold oder Silber eingesezt; oder man malte ein Auge auf Leder, zog dieses über eine Pelotte und drückte dieselbe mit einem um den Kopf gebundenen federnden Draht in die Augenhöhle. Später empfahl Fabricius als Aquapendente gläserne Augen, die in den Glashütten von Meran gearbeitet wurden. Im 18. Jahrhundert verwandte man schon Augen aus Email, da die gläsernen leicht zerbrachen. Mit den großen industriellen Fortschritten des 19. Jahrhunderts gingen auch die Verbesserungen der Glaslagen Hand in Hand. Indessen selbst die besten Glaslagen haben Fehler; man kann sie nicht beschneiden, wenn sie an irgend einer Stelle die Augenhöhle drücken, und sie sind zu leicht zerbrechlich. Der erste, welcher versuchte, diesen Uebelständen praktisch abzuhelfen, war Dr. Nieden in Bochum. Er benutzte 1880 das Vulcanit, welches die Zahnärzte zur Herstellung künstlicher Säumen verwenden, zur Konstruktion künstlicher Augen. Diese Nieden'schen Vulcanitaugen haben in der That viele Vorzüge, allein sie haben eine todt graumweißliche Farbe, die sich freilich durch Eintauchen in Spiritus und späteres Bleichen in der Sonne in ein gelbliches Weiß überführen läßt, aber doch nur mäßigen Ansprüchen an Schönheit entspricht, zumal eine feine Aenderung, die wir beim lebenden Auge stets wahrnehmen, nicht angebracht ist. Legt man das gelb gewordene Vulcanitauge in Spiritus, so wird es bald rauh. Daher suchte der Zahnarzt Hamecher in Berlin ein anderes Material statt des Vulcanits und fand es 1881 in dem Celluloid, welches in der Zahnheilkunde vielfach als Befestigungsmittel für Zahnkränze angewendet wird. Das Celluloid wurde 1869 von den Amerikanern Gebrüder Hyatt erfunden; es besteht aus Schiefbaumwolle und Kampfer. Man erhält aus beiden Bestandtheilen einen harten, festen, unzerbrechlichen, elastischen, bei 125 Grad plastischen, unzerbrechlichen, elastischen, bei 125 Grad plastischen, unzerbrechlichen, elastischen, bei 125 Grad plastischen Körper, das Celluloid. Es brennt mit ruhender Flamme bei 140 Grad zerfällt es sich plötzlich unter Bildung eines röhlichen Rauches. Es wird vielfach in der Industrie verwendet, z. B. zu Billardkugeln, Kämmen, Schürmgriffen, künstlichen Gebissen u. s. w. Hamecher kannte es nur als freidrehbares Celluloid; in dieser Farbe erzeugte es natürlich auch nur leichtenartige Augen. Seine Versuche, das Celluloid mit Anilinfarben zu färben, mißglückten, da die Farbe sich abwusch. 1885 aber gelang es Hamecher, das Celluloid in allen Farben herzustellen,

wurde am Sonntag mit einem Fest im großen Saale des „Booruit“ gefeiert, bei welchem Anlaß Ansele in einer Rede die wachsende Prosperität des gemeinsamen Unternehmens konstatierte.

Italien.
Aus Florenz wird berichtet, daß am 19. d. M. die Nr. 14 der sozialistischen Wochenchrift „Die soziale Frage“ (Questi sociale) beschlagnahmt wurde. Es ist erwähnenswerth, daß von den 14 Nummern, die von diesem Blatte bisher überhaupt erschienen sind, nicht weniger wie 7 der Konfiskation verfielen. Und dieses unter dem „demokratischen“ Ministerium Crispi ohne jedwedes Ausnahmengesetz!

Aus Mailand wird telegraphirt: In dem benachbarten Mariano Comense streifen 500 Arbeiterinnen der Seidenpinnerei Cuzzi; es kam zu heftigen Szenen, weshalb Karabinieri Verhaftungen vornahmen. Eine Volksmenge entwarfnete hierauf die Wachen und befreite die Gefangenen. Erst ein aus Mailand gesendetes Infanterie-Bataillon konnte mit Gewalt die Ruhe herstellen. Zahlreiche Personen, darunter 7 Soldaten, wurden verwundet. Es wurden an 50 Verhaftungen vorgenommen.

Spanien.
In Barcelona hat am Montag eine große Sozialistenversammlung stattgefunden, in welcher die Vereinigung aller sozialistischen Arbeitergruppen angestrebt wurde, damit das Kapital und die bestehenden Staatseinrichtungen mit größerem Erfolge bekämpft werden können. Die Versammlung ward von der Polizei aufgelöst.

Afrika.
Nachrichten aus Marokko melden, daß der Sultan ein fürchterliches Gemetzel unter den Rebellen anrichtet, die seinen Oheim, den Prinzen Mulay, gefödtet haben. Ganze Familien, auch Kinder werden geschlachtet. Der Sultan sei jedoch zu weit vorgezogen, von einem feindlichen Stamm umgeben und schwebt jetzt selbst in Lebensgefahr.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Preussischer Schnaps in Spanien. Das ureigenste Ereigniß ostelbischer Juckerindustrie, der Kartoffelschnaps, wird von den edlen spanischen Weinproduzenten massenhaft zum Verschneiden der Weine benützt. Wie dazu der Verbrauch des Alkohol zu diesem Zwecke gewachsen ist, erfahren wir aus einer Arbeit von Heinrich Rehrig über den spanischen Weinbau. Es wurden nämlich 1850 erst 6368, 1860 bereits 92 026, 1870 162 422, 1879 schon 340 767 Hektoliter Alkohol in Spanien eingeführt. Der Import wuchs in der Folgezeit noch viel mehr. Er betrug

Jahr	Hektoliter
1880	557 317
1881	553 173
1882	576 293
1883	638 268
1884	656 646
1885	883 285
1886	1 020 595

Die Ausfuhr spanischen Weines besifferte sich im Jahre 1850 auf 621 843 Hektoliter, 1860 auf 1 403 283 Hektoliter, 1870 auf 1 503 467 Hektoliter, 1880 auf 6 220 870 Hektoliter. Mit dem Steigen der Weinexporte schnell, und zwar in viel größerem Maßstabe, die Fulleimporthe in die Höhe. So kommt es, daß der schneidige Gardelieutenant, dessen ebenfalls schneidiger Papa massenhaft preussischen Spirit erzeugt, in Berlin in der Bodega oder bei Diller im Keres- und Blaqueurwein seines Pappas duftigen Kartoffelschnaps mitchlürft — ein nicht uninteressanter spirituosöser Kreislauf.

Heber die Tagelöhne im schweizerischen Kanton Aargau, einem der ältesten germanischen Kantonländer, giebt der aargauische Kantonsstatistiker C. Käf interessante Aufschlüsse. Er weist u. a. darauf hin, daß in den ehemals bernischen Bezirken Solingen, Aarau, Kullin, Lengburg und Brugg deshalb niedrigere Tagelöhne als in anderen Distrikten des Kantons existiren, weil „hier Fabrikindustrie überwiegt, ohne mehr Arbeiter zu bedürfen, als sich ihr anbieten, und da periodische Krisen Arbeiter überflüssig machen, so drücken diese die Löhne gemeiner Arbeit, welche sie zu suchen gezwungen sind, herab.“ Diese Beobachtung lehrt überall da wieder, wo der Kapitalismus sich geltend macht, in Brandenburg wie in Berviers, im Aargau wie in Moskau.

Heber den Nothstand in der sächsischen Textilindustrie informiren uns die Ergebnisse der Reichsarbeitsstatistik für das Jahr 1885. In der Amtshauptmannschaft Glauchau z. B. waren von 214 wegen Arbeitslosigkeit unterstühten 168 Weber, in der Amtshauptmannschaft Annaberg waren unter den 91 Arbeitslosen, die von den Armenverbänden Unterstützung erhielten, 63 Posamentierarbeiter.

so daß er die zart blauweiße Ellera des kindlichen Auges, die bleiche der Gleichföchtigen, die schwach bläulich-gelbliche der Erwachsenen und die gelbliche der Greise liefern kann. Auch die kleinen Aederchen werden in das Celluloid eingesezt. Diese Celluloidaugen sind von Glaslagen nicht zu unterscheiden; sie haben aber den Vortheil der Unzerbrechlichkeit und der Beschneidbarkeit. Der Augenarzt nimmt jetzt eine Schale aus Celluloid aus einem Duzend heraus, beschneidet sie mit dem Taschenmesser am Rande so lange, bis sie nitrgend mehr drückt, zeichnet mit Bleistift einen Kreis, der der Hornhaut, und einen konzentrischen, der der Größe der Pupille entspricht, schildert die Farbe der Ellera, ob sie stark oder schwach geädert, schilbert oder malt die Farbe der Iris und sendet die Schale an Hamecher nach Berlin. Dieser fertigt mehrere Augen, die alle in der Größe gut und in der Farbe mehr oder weniger passen. Das Versenden ist sehr bequem, da die Augen ja nicht zerbrechen können. Ganz unschädlich sind aber die Celluloidaugen in den Fällen, wo durch Verwachsungen nach Verletzungen Verbindungsstränge zwischen Lidern und Augenschumpf sich gebildet haben und wo man Glaslagen fast nie anwenden kann. Hier wird einfach eine Lücke in das Celluloid vom Arzte oder vom Kranken selbst geschnitten, bis der Strang nicht mehr sitzt. Auch sind die Celluloidaugen leichter als die Glasaugen. Das Celluloid ist ferner ein schlechter Wärmeleiter; daher frieren die Augenlider im Winter weniger leicht an, als bei den Glasaugen. Endlich kann der Rand des Celluloidauges weniger drücken als der des Glasauges; bei letzterem muß eine Umbiegung oder ein kleiner Wulst vom Glasbläser gefertigt werden, damit die dünne Glasschale am Rande nicht einschneide, während beim Celluloidauge der Rand nicht wider als die Fläche zu sein braucht. Nach 1—2 Jahren wird übrigens auch bei den Celluloidaugen die Oberfläche der Hornhaut rauh, und man muß zum mindesten die gläserne Mitte erneuern lassen. Der Preis beträgt 15—20 M. für das Stück. Ein künstliches Auge ist bekanntlich keineswegs nur ein Luxus, obgleich es ja in erster Linie aus ärztlichen Gründen verordnet wird. Bleibt die Augenhöhle leer, so verkleinert sich ihre Wandungen, so wie die Rieferränder sich verkleinern, wenn keine künstlichen Föhne eingesezt werden. Ferner kemp in sich die Ränder der Augenlider nach hinten, und die Wimpern dürften nun auf der Schleimhaut hin und her und rufen beständige Absonderung hervor; bei dieser Einwärtskehrung der Lider wird auch die Thränenableitung gestört, kurz die Verhältnisse werden der Horn viel mehr genähert, wenn durch ein künstliches Auge die Stellung der Augenlider geregelt wird.

Theater.

Donnerstag, den 30. August.
Opernhaus: Jar und Zimmermann.
Schauspielhaus (im Wallner-Theater):
 Die Schauspieler des Kaisers. Der zerbrochene Krug.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
 Der Bettelstudent.
Central-Theater: Die Schmetterlinge.
Brohl's Theater: Die Hugenotten.
Offend-Theater: Maria Stuart.
Sollentanz-Theater: Das erste Gebot.
 D'hello's Erfolg.
Viktoria-Theater: Die Kinder des Kapitan Grant.
Königstädtisches Theater. Die Schule des Lebens, oder: Die Königs-Tochter als Bettlerin.
Kaufmann's Variété: Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia-Theater: Spezialitäten-Vorstellung.

Schweizer-Garten.
 Entrée 30 Pf. Entée 30 Pf.
Theater- u. Spezialitäten-Vorstellung.
Hugoson-Familie, C. Willberg, Brothers Alming, Geschw. Delorme.
 Volksbelustigungen Im Saal: Damen-aller Art. Tanz u. Ball.
 Abends: Gr. Illumination.
 Alles Nähere die Anschlagtafeln.

Passage I St. 9 Nr. 10 A.
Kaiser-Panorama.
 Zweite Reise:
Am schönen Rhein.
Fahrt mit der Gotthardbahn.
 Der ganze Kreuzzug und Aufzählung Kaiser Wilhelms im Dom.
 Entrée à Cochl. 20 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn.
 Allen Freunden und Bekannten vom Osten Berlins zur Nachricht, daß heute Abend das Resultat vom 6. Wahlkreis am frühesten Ostbahn Nr. 4 bei **Trumpf** zu erfahren ist.
 Alle Freunde und Bekannte von N.-O. Berlins mache ich darauf aufmerksam, daß ich dafür Sorge getragen habe, daß das Wahlergebnis vom 6. Reichstagswahlkreis auf dem schnellsten Wege hier eintrifft. [459]
W. Gaugh, Weinstr. 22.

Allen Freunden und Bekannten empfehle mein
Weiß- und Bayerischbier-Lokal.
 Frühstück, Mittag- und Abendtisch nach Auswahl.
Pfister-Carl,
 am Mariannenplatz, Waldemarstr. 61.

Prenkische Lotterie.
 1/2 5,75, 1/4 3,00, 1/8 1,50, 1/16 75 Pf. per Klasse. Zu haben **Oranienburgerstraße 42** im Zigaretten-Geschäft. [457]

Alter Nordhäuser 1/2 Liter 0,75
 Getreidekümmer übertrifft Gilla 0,90
 Ingberliqueur hochfein 0,90
 Rum 1,00
 Cognac 1,00
 Himbeerlimonade 1,25
 Serranivitus, ganz geruchlos 0,50
 empfiehlt die Groß-Destillation von
Lettau & Keil,
 Sophienstr. 12. a. d. Rosenthalerstraße.

Notiz-Kalender pro 1889
 Soeben erschien und ist durch die Expedition dieses Blattes, Zimmerstraße 44, zu beziehen:
Der Deutsche Handwerker- und Arbeiter-Notiz-Kalender für das Jahr 1889.
 Inhalt: Kalendarium mit Gesichtskalender; Postalische Bestimmungen, neu zusammengestellt und ergänzt; Das neue Wehrgesetz vom 11. Februar 1888; Auszug aus dem Reichs-Patentgesetz; Gesetz, betreffend den Verkehr mit blei- und zinnhaltigen Gegenständen vom 25. Juni 1887; die wichtigsten Bestimmungen der Gewerbeordnung über das Verhältnis der gewerblichen Arbeiter zu ihren Arbeitgebern; Das neueste Innungsgesetz vom 6. Juli 1887; Die hauptsächlichsten Bestimmungen aus sämtlichen in Deutschland geltenden Verordnungen; Einnahme- und Ausgabetafeln für die Haushaltung; Schreibpapier mit Datum für Tagesnotizen; Leeres Schreibpapier in verarbeiteter Bogenzahl; Briefkästchen.
 Wir haben, wie seit vier Jahren, den Kalender wieder in zwei Qualitäten anfertigen lassen. 1. Qualität briefkastentartig, sehr gut gebunden, mit Gummiwand und mehr Schreibpapier wie Sorte 2; Preis 75 Pf. 2. Qualität, einfache Ausgabe, solid ausgestattet, mit weichem Einband, etwas weniger Schreibpapier wie Sorte 1; Preis 50 Pf.
 Wiederverkäufer erhalten lohnenden Rabatt.

Das Hauptwahlbureau
 am Tage der Wahl befindet sich
Domminerstrasse 60,
Restaurant „Nordstern“.
Das Wahlkomitee.

Große Wähler-Versammlung
 für den 6. Berliner Reichstagswahlkreis
 am **Donnerstag, den 30. August, Abends 8 Uhr,**
 im **Kolberger Salon, Kolbergerstr. 23.**
 Tages-Ordnung:
Bekanntgebung des Wahlergebnisses.
Der Einberufer.
 Ferner wird das Wahlergebnis für die **Schönhanser und Rosenthaler Vorstadt** in der **Schloßbrauerei Dessow, Schönhanser Allee 162,** bekannt gegeben.

Abrechnung
 von der Kommunal-Wahl am 12. Juni cr. im 14. Bezirk.
Einnahme. Ausgabe.

Von der Agitation im 13. Bezirk durch Kröhn	70	00	Wähler-Listen	29	00
Einnahme bei den 4 Versammlungen	67	06	Drucksachen Flugblätter u. s. w.	51	00
Einnahme durch Listen	257	85	Druck der Sammellisten	9	50
			5000 Kouvets	12	30
			Versammlungs-Unkosten	10	00
			Inserate in der „Volks-Tribüne“	6	40
			Inserate im „Berliner Volksblatt“	55	00
			Unkosten bei der Wahl	39	00
			Porto	1	70
Summa:	394	91	Summa:	213	90

Bilanz.
 Einnahme . . . 394,91 Mark.
 Ausgabe . . . 213,90 „
 Bestand: 181,01 Mark.
 Obiger Bestand ist auf Beschluß des Wahlkomitees dem Komitee im 6. Berliner Reichstags-Wahlkreis zu überweisen.
 J. A.: F. Winter, Rantewulfstr. 6.
 NB. Das Komitee-Mitglied R. Frank (Schneider) hat seinen Aufenthalt verändert und bis dato noch nicht abgerechnet, es muß deshalb eine Nachrechnung stattfinden.

Zur Einsegnung
 empfehlen wir unser großes Lager
schwarze Cachemirs,
 doppelt breit reine Wolle Meter Mark 1,25 | doppelt breit reine Wolle Meter Mark 2,—
 doppelt breit reine Wolle Meter Mark 1,50 | doppelt breit reine Wolle Meter Mark 2,50
Schwarz gestreifte u. gemusterte Fantasiestoffe
 doppelt breit reine Wolle Meter Mark 1,50 | doppelt breit reine Wolle Meter Mark 2,50
 doppelt breit reine Wolle Meter Mark 2,— | doppelt breit reine Wolle Meter Mark 3,—
Schwarze Seide in besten halbaren Qualitäten **Mtr. 2,25—3,50 M.**
Fertige Einsegnungskleider 20 u. 25 M.
Herbst- u. Regenmäntel in allen neuen Façons aus besten haltbaren Stoffen und tadellos figend, 10, 12, 15, 20 Mark und theurer.
Morgenröcke in bekannt großer Auswahl aus **Wollstoff 7,50, 9, 10, 12 bis 15 Mk.**
Sielmann & Rosenberg,
 Kommandantenstrasse, Ecke Lindenstr.

Soeben erschien:
Die französische Revolution.
 Von **W. Bloß.**
Heft 3.
 Preis 20 Pfg.
 Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44. Wiederverkäufern Rabatt.

Betten, 10 Mark
 1 Stand, vollständige Länge und Breite, nur 1 Mark, Bettfedern, Pfund von 35 Pf. an, verläuft allein die Bettfedern-Engros-Handlung 1. Geschäft **Brunnenstrasse 4,** parterre 2. Geschäft **Brunnenstrasse 139,** 1 Tr. Zur Auswahl stehen 23 Sorten Federn. Billigste Verpackung für Händler. 100.
Prenk Loose 1. Klasse
 sowie nicht gezogene Loose 4. Klasse, welche von dem Inhaber nicht weiter gespielt werden, laufen mit Aufgeld. **H. Krüger,** Lotterie-Geschäft, **Dresdenerstr. 82/83.** [358]
Möbel, Spiegel und Poisterwaaren
 eigener Fabrik wegen Erspahrung der Ladensmiet-billig **Oranienburgerstr. 28,** Lager und Verkauf nur bei pers. Zahlung nach Uebereinkunft.
Kleins Wohnungen,
 billig und elegant, alle Räume hell, gesunde Luft, großer Hof, bestehend aus 1, 2 und 3 Stuben nebst Zubehör, an anständige Leute zum 1. Oktober zu vermieten.
Oberbergerstr. 51—52, N.
Herrschastliche wenig gebrauchte und ungeschädigte Möbel, darunter Sophas, Spiegel, Spinden, Vertikons, Garnituren, sehr billig. Großes Lager einfacher und eleganter Möbel Spiegel u. Poisterwaaren. Teilzahlung gestattet. **J. Caro,** Neue Schönhauserstraße 1, erste Etage.

Teppiche mit geringen Bebe- fehlern, selten billig!
Double-Grübel-Teppiche, 2 Meter groß, Stück 6 M. **Herrliche Salon-Teppiche,** Stück 10, 1*, 20 und 27 M. Werth das Doppelte! Acht englische Tüll-Gardinen, Stück von 22 Mtr. 12 M.
! Steppdecken- !
 Ausverkauf. Große türk. u. Purpur-Steppdecken 3; M., **Woll-Atlas-Steppdecken,** imit., blau, grün, bordeaur. Größe 150x200 cm., 7 1/2 M. Fabrik **Emil Lefèvre, Berlin S.,** Lager zwischen Moritzplatz und Oranienbrücke. Versandt unter Nachnahme.

Berliner Löwenbräu
 in folg. Restaurants von **OSWALD NIER** in Berlin:
 1. Leipzigerstr. 118-120. 2. Potsdamerstr. 134 a. 3. Bellealliancepl. 5
 4. Friedrichstr. 103
 5. Alexanderstr. 51
 6. Elisenstr. 7
 7. [unlesbar]

Wählt!
 Auf zur Wahl! Die Kandidaten, sind Euch ja schon angetraut, Suchet nur zum Wohl, zum besten, Euch die kern'gen aus, die feiten, Nicht die bloß in allen Stücken, Wie Chinesenlöpfe niden, Sondern die ohn' Furcht und Regen-Lapfer sich ins Mittel legen. Wählet auch in jedem Falle, Euch die richt'gen Kleider Alle, Denn das Wort geht durch das Leben, Kleider machen Leute eben, Und für findet es vereint' sich, Bei **Weiland's** in Berlin einzig, **103a Große Frankfurterstr.** Da kauft man, das macht Spaß, Denn da giebt es ja der Trachten Die gewiß nicht zu verachten.
Ganze Anzüge von 15—36 Mark. **Blau- u. Rot- u. Schwarz-Anzüge** von 12—45 Mark. **Hosen** von 3—12 Mark. **Anaben-Anzüge** sehr billig. **Auch** nach Maß wie seit 20 Jahren bekannt.
Weiland's Lombard Bank
 Große Frankfurterstraße 103a, 1. Etage.
 Billige Bekk zu Anabenhofen, große Damen- u. Herren- u. Kinder- u. Mädchen- u. f. w. **Karlo,** Lauffgasse 1.

Zu beziehen durch die Expedition Zimmerstraße 44:
Internationale Bibliothek
 Von der **Internationalen Bibliothek** liegt nunmehr die 1. Serie komplett vor. Sie besteht aus folgenden 7 Bänden:
Die Darwin'sche Theorie. Von Dr. Edw. Aveling. Broschirt M. 1,50. Gebunden M. 2,—.
Carl Marx' ökonomische Lehren Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Karl Rautsky. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2,—.
Weltgeschichte und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Röbler. Broschirt M. 2,—. Geb. M. 2,50.
Die länderliche Arbeiterfrage. Nach dem Russischen des Rablukow. Broschirt M. 1,—. Geb. M. 1,50.
Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung von Karl Rautsky. Broschirt M. 2,—. Geb. M. 2,50.
Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. Von August Bebel. Broschirt M. 2,—. Geb. M. 2,50.
Das moderne Glend u. die moderne Uebervölkerung. Zur Kenntnis unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2,—.
 Die II. Serie ist mit einem reich illustrierten Werke von W. Bloß, **Die französische Revolution,** vollständige Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804, eröffnet worden. Die Lieferungshäfte (32 Seiten gr. Oktav in Umschlag à 20 Pf.) sind in der Expedition, Zimmerstraße 44, zu haben.
 Hochachtungsvoll
J. G. W. Dietz' Verlag
 in Stuttgart. [202]

Arbeitsmarkt.
 Ein Schuhmacher auf beides Offiziers- u. Meisters, selbstständige Stellung, strebsam und tüchtig, eine größere **Eisenmöbel-Fabrik,** Blumentische, Kunstschlosserei gut eingerichtet, sofort verlangt. Schriftl. Angaben und Tätigkeits erbeten unter **U 20,** in der Expedition dieses Blattes.

An die Genossen Berlins

richten wir die Bitte, alle die Wähler, die dem 6. Reichstags-Wahlkreis angehören, aber außerhalb desselben arbeiten, anzuhalten, ihrer Pflicht als Wähler nachzukommen und ihre Stimme am Wahltage abzugeben.

Die Hilfsmannschaften bei der heutigen Wahl haben sich zu melden:

- 1) Schönhauser Vorstadt bei J. Hartmann, Anklamerstraße 25, II.;
- 2) Rosenthaler Vorstadt bei A. Hinge, Demminerstraße 8, H. I. I.;
- 3) Wedding und Dranienburger Vorstadt bei A. Jacobey, Kolbergerstr. 32;
- 4) Gesundbrunnen bei W. Reinike, Grünthalerstraße 66, im Keller;
- 5) Roabit bei R. Pfarr, Stromstraße 32, v. III.

Die Schwankung u des Meerespiegels.

Seitdem im Beginne des vorigen Jahrhunderts zum ersten Male ein Zurückweichen der Strandlinie an den Küsten der Ostsee beobachtet worden war, bildete die Frage nach den Ursachen der Schwankungen des Meerespiegels einen Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen. Anfänglich war man der Meinung, daß auf der gesunkenen Erdoberfläche eine Abnahme der Wassermenge stattfände, doch mußte man dieselbe bald aufgeben, da in vielen Meeresküsten dieselbe nicht bemerkbar ist. Nunmehr stellte man die Hypothese von der vertikalen Erhebung ganzer Festländer oder von ihrer schaukelartigen Bewegung auf. Es sollte demnach im Gebiete der Ostsee kein Fallen der Meeresoberfläche, sondern ein Emporsteigen der Küste vor sich gehen. Aber schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auch diese Annahme von dem Schweden Nordenfalk durch eine andere, entschieden näher liegende ersetzt, auf die man in neuerer und neuester Zeit zurückgekommen ist. In einer kürzlich veröffentlichten Arbeit erklärt auch Suess auf Grund seiner Forschungen für dieselbe. Es geht davon aus, daß die Ostsee ein Binnenmeer mit unvollkommenem Abfluß ist. Da zahlreiche Flüsse in sie münden, so ist ihr Wasserstand ein wechselnder, je nach der Menge des zustießenden und des zwischen Schweden und Dänemark nach der Nordsee abfließenden Wassers, wozu als dritter und vierter Faktor die oberflächliche Erhebung und die Wasserzufuhr durch Niederschläge kommen. Wesentlich ist nun nach der in Rede stehenden Hypothese das Gleichgewicht zwischen Nord- und Ostsee nicht hergestellt, und es durch die Entleerung nach der erstere ununterbrochen fort. Die Wichtigkeit dieser Behauptung ergibt sich aus der Tatsache, daß der Salzgehalt der Ostsee nach Norden hin mehr und mehr abnimmt, da die nördlich gelegenen Theile der Abflüsse ferner sind und hier ein Ueberschuß an Flußwasser anhäuft. Wie aber das Flußwasser spezifisch leichter ist, als salzhaltige Meerwasser, so muß es in jenen nördlichen Theilen höher ansteigen, damit an der ganzen Oberfläche des in Frage stehenden Gewässers Gleichgewicht herrscht. Wirklich ist nach der Fall, wie an dieser Stelle bereits im vorigen Jahre ausgeführt worden ist. Die Untersuchungen der letzten Jahre haben dargethan, daß die jährlichen Schwankungen des Wasserstandes sich mit großer Gleichförmigkeit vollziehen, aber keineswegs stets in gleichem, sondern in wechselndem Sinne erfolgen. Dies kann abermals nur erklärt werden, wenn man annimmt, daß jene angeführten Faktoren im Spiele sind. Die neueren Forschungen Brüdners haben Ergebnisse ähnlicher Art für das Schwarze Meer und das Mittelmeer zu Tage gefördert. In letzterem ist der Salzgehalt größer als im freien Ozean und nimmt nach Arica hin zu. Es erfolgt ein Zufluß von den Flußmündungen, durch den Bosphorus und die Straße von Gibraltar, der aber, im Verein mit den unmittelbaren Niederschlägen, nicht hinreicht, die verdampfende Wassermenge, welche den alleinigen Abfluß bildet, zu ersetzen. Der Spiegel des Mittelmeeres liegt daher tiefer als der des Atlantischen Ozeans, und es ist an einigen Küsten ein Sinken der Meeresoberfläche festgestellt worden. Die entwickelte Hypothese ist zunächst sicher anwendbar, so lange es sich um die Schwankungen des Wasserstandes in umschlossenen Meeresbecken handelt. Es ist indessen auch in den freien Ozeanen der nördlichen Erdhälfte eine durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch sich vollziehende viel bedeutendere Wasserabnahme und in Folge dessen eine Abnahme der südlichen Halbkugel entsprechende Zunahme anzunehmen; darauf deutet unter anderem der Wasserstand der südlichen Halbkugel gegenüber der nördlichen hin. Dieser Erscheinung gegenüber reicht die genannte Erklärung nicht mehr aus, wir müssen zu einer anderen unsere Zuflucht nehmen. Eine solche verdanken wir in erster Linie dem deutschen Forscher Schmidt und eine ähnliche — aber in den Ausgangspunkten von ihr abweichende, ja, ihr entgegengelegte — dem Franzosen Abbémor. Der erstere weist auf die Thatsache hin, daß die Sonne nicht in dem Mittelpunkt, sondern dem einen Brennpunkt der elliptischen Erdbahn steht und daß die Erde, deren Achse während des ganzen Umlaufs dieselbe Stellung zur Bahnenebene bewahrt, im Sommer und im Herbsthalbjahr verschiedenen Einflüssen seitens der Sonne ausgesetzt ist. Da sich die Erde während unseres Sommers, wenn die nördliche Halbkugel der Sonne zugeneigt ist, in der Sommerzone befindet, im folgenden Halbjahr dagegen, wenn die südliche Halbkugel der Sonne zugeneigt ist, in der Sommerzone befindet, so ergibt sich, daß die Gravitationswirkung der Sonne auf die Gewässer der südlichen Erdhälfte eine größere ist, als auf diejenigen der nördlichen. In jedem Jahre müssen demnach überschüssige Wassermassen aus jener zurückgehalten werden. Dieser Faktor ist auch der Wärmeinfluß der Sonne auf die beiden Erdhälften ein verschiedener; denn der Winter der südlichen Halbkugel dauert länger an, so daß hierdurch ein größerer Theil des Wassers gefriert und sich in ungeheuren Eismassen sammelt. Der andere der erwähnten Forscher, Abbémor, weist diesen Umstand als Ausgangspunkt und behauptet, daß die überwiegende Anhäufung von Eis auf der Südhalbkugel eine Verschiebung des Schwerpunktes der Erde nach dieser Seite herbeiführt, und daß hierdurch — wie durch die Sonnenanziehung — ein vermehrter Wasserzufluß nach der südlichen Erdhälfte bewirkt werde. Ohne uns für die eine oder andere dieser Hypothesen zu entscheiden,

müssen wir zugeben, daß nach der Gesamtheit der angeführten Gründe eine Wasser- und Eiszunahme nach dem Südpol hin recht wohl angenommen werden kann. Aber alle 10 500 Jahre kehrt sich das angegebene Verhältnis zwischen den beiden Erdhälften um, weil in zwei Mal so viel (— 21 000) Jahren die Erdoberfläche einen vollständigen Regelmantel um die Senkrechte auf der Erdbahn dreht — ein Vorgang, aus dem sich die Präzession oder das Rotations der Nachtgleichen auf der Erdbahn und damit zugleich die Thatsache erklärt, daß die Erde in 21 000 Jahren 22 000 Mal die Sonne umkreist. Hat sich aber jenes Verhältnis umgekehrt, dann wird die Nordhalbkugel von Wasser überfluthet sein und gewaltige Eismengen werden als Gletscher das Land bedecken, dann wird eine jener Eiszeiten unserer Erdhälfte herrschen, wie sie zum letzten Male vor dem Jahre 4000 vor Christi Geburt angenommen werden muß. Doch bis dies geschieht, vergehen noch Jahrtausende, da erst das Jahr 6500 der Beginn des bezeichneten Umschwungs sein wird. Gegenwärtig sinkt bei uns noch immer der Meeresspiegel, gehen die Gletscher der Alpen zurück und schmelzen die Eismassen, welche den Nordpol umlagern.

Lokales.

Die Stadtmission und die Gemeinde-Kirchenräthe. Von einem Schriftwechsel, der zwischen dem Gemeinde-Kirchenrath und dem Komitee der Berliner Stadtmission stattgefunden hat, berichtet die „Vossische Zeitung“: Die Zuschrift des Komitees hatte den Zweck, von dem Gemeinde-Kirchenrath Mittel zur Unterstützung der Stadtmission zu erbitten. Die Antwort, welche dem Komitee von dem Gemeinde-Kirchenrath von Zion darauf ertheilt worden ist, hat folgenden Wortlaut:

„An das Komitee der Berliner Stadtmission hier. Berlin, 24. August 1888. In Beantwortung des gefälligen Schreibens vom 11. Juni d. J. beehrt sich der Gemeinde-Kirchenrath von Zion folgendes ergehen zu erwidern: Gemeinde-Kirchenrath ist zunächst erwaunt, aus dem gef. Schreiben zu ersehen, daß das Komitee behauptet, in den einzelnen Pfarochen im engen Anschluß an die Gemeinden kirchliche Hilfe zu leisten. Soweit unter der Gemeinde die geistlichen Gemeindeglieder zu verstehen sind, ist dies in Zion sicher nicht gebräuchlich. Die ferneren in dem gef. Schreiben ausgesprochenen Grundzüge dienender christlicher Liebe, sowie des Erhaltens von jeder politischen und kirchenpolitischen Parteilichkeit erkennt der Gemeinde-Kirchenrath in vollem Maße an und zwar um so mehr, als auch ihm durch die Synodalordnung genau dieselben Grundzüge zu seiner Richtschnur gegeben sind. Im strengen Verfolg dieser Synodalordnung haben die gesetzgebenden Gemeindeglieder in Zion bereits seit Jahren Kommissionen gebildet, die völlig im Geiste der dienenden christlichen Liebe kirchliche und, soweit die Mittel reichen, materielle Hilfe zu leisten bestrebt sind. Wir nennen die Kommission für kirchliche Armen- und Krankenpflege aus 13, die Trau- und Taufkommission aus 16 Mitgliedern der Gesamtvertretung bestehend. Noch nie haben wir davon gehört, daß irgend einer der bezahlten Arbeiter der Stadtmission sich einer dieser Kommissionen zur Verfügung gestellt oder auch nur irgend welches Interesse an den Arbeiten dieser Kommission an den Tag gelegt hätte. Ganz gleiche Klagen sind auf unserer Synode Berlin II von vielen unserer Gemeinden dargelegt worden. Wenn das Komitee behauptet, sich von jeder politischen und kirchenpolitischen Parteilichkeit fern zu halten, so sieht damit leider in zu trafen Widerspruch die Thatsache, daß Herr Hofprediger Stöcker es schon 1885 als ein besonderes Verdienst der Berliner Stadtmission bezeichnet hat, daß mit deren Hilfe bereits in der Hälfte der Gemeinden, sowie in einer Kreisynode Siege errungen wurden gegenüber den bisherigen kirchlich-liberalen Majoritäten (siehe „Dabeim“ 1885, pag. 118). Wie sind diese Thatsachen in Einklang zu bringen mit den Worten des gef. Schreibens vom 11. Juni a. c., dessen Unterzeichner in erster Linie wieder derselbe Herr Hofprediger Stöcker ist? Wir müssen letztere Auslassungen für Unwissen halten, so lange nicht durch greifbare Zeichen der Beweis geliefert ist, daß „der Kampf bis aufs Messer“, welchen in traurigster Parteilichkeit Herr Hofprediger Stöcker seiner eigenen Gemeinde im Kirchenstreit von St. Jakob feierlich ankündigt, von Seiten der Kögel-Stöcker'schen Partei aufgegeben sei. So lange die Stadtmission es als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet, die bewährten Fundamente unseres Verfassungsbaues — die Kirchengemeinde-Ordnung unseres vereinigten Kaiser Wilhelm's — zu untergraben und zu stürzen, sowie Partei-Interessen auf politischem, Partei-Interessen auf kirchlichem Gebiete zu fördern und dadurch daß und Haber in den Gemeinden zu schüren, und so lange die Stadtmission die Grundzüge der christlichen Liebe und parteilosen Handlungsweise nicht in einer minder zweifelhaften Weise als bisher zum Ausdruck bringt, kann der Gemeindefiskus kein Mittel der Gemeinde für die gegenwärtigen, seiner Kontrolle völlig entzogenen Vorkosten der Berliner Stadtmission mit gutem Gewissen nicht bewilligen.“

Aus vorstehender etwas gekürzter Antwort des Gemeinde-Kirchenrathes von Zion ergibt sich, daß in dem von Herrn Stöcker in erster Linie mitunterzeichneten Schreiben des Komitees der Berliner Stadtmission vom 11. Juni d. J. behauptet worden ist, daß die Berliner Stadtmission sich von jeder politischen und kirchenpolitischen Parteilichkeit fern halte. Derselbe Herr Hofprediger Stöcker aber, welcher das Schreiben des Komitees der Berliner Stadtmission mitunterzeichnet hat, hat sich vor wenigen Tagen, am vorigen Freitag, in seiner Rede im deutschen Bürgerverein für die Königsstadt folgendermaßen nach dem Berichte des Herrn Stöcker näherstehenden „Reichsboten“ geäußert:

„Wir stehen“, so führte Herr Stöcker aus, „vor den kirchlichen Wahlen. Jeder politische Mensch ist auch ein religiöser Mensch. Unser König ist auch das Oberhaupt der evangelischen Landeskirche. Unsere Minister haben in kirchlichen Dingen sehr viel zu sagen. Es ist daher eine fürchterliche Bedauerlichkeit, uns zu sagen: wir sollen das kirchliche und Politische durchaus trennen. Es ist überall zusammen, bei der Regierung und im Parlament. Man kann es gar nicht auseinanderhalten.“

Welcher Bunge des Herrn Hofprediger Stöcker, fragt die „Berl. Ztg.“, sollen wir nun glauben, derjenigen, die sich in dem Schreiben des Komitees der Berliner Stadtmission vom 11. Juni d. J. verhalten hat, oder derjenigen, welche am vorigen Freitag im deutschen Bürgerverein für die Königsstadt gesprochen hat? — Wir glauben, daß Stöcker in jedem Falle lügt.

Unter den Hunderttausenden Kindern, die mit dem Beginn jedes neuen Schuljahres als Abschiedslinge in die deutschen Schulen eintreten, befinden sich nicht wenige, deren körperliche Kräfte den Anstrengungen, die ein 20-22stündiger wöchentlicher Schulunterricht mit sich bringt, nicht gewachsen sind. Beim stillen Spiele im elterlichen Hause gebrühen die kleinen Schwächlinge zwar ganz gut, aber so bald sie einige Wochen die Schule besuchen, werden die Geschlechter blässer, die Haltung schlaffer, der Appetit geringer, der Schlaf unruhiger. Das ganze Benehmen des Kindes wird ein anderes. Die heitere Spiellust ist verschwunden, und ein scheuer, mürrischer Zug tritt hervor. So kann man die Schullehrer in jeder größeren Schule zu Duzenden im Laufe der ersten Schulwochen sich verändern sehen. Ist genug ist darauf hingewiesen worden, daß nicht der frühe Beginn des schulgemäßen Lernens den Erfolg des Bildungsganges verbürgt, sondern die Kraft und Veranlassung, welche das Kind besitzt. Durch zu frühe Anspannung der Kinder wird aber beides unterdrückt. Zwar macht eine große Zahl von Eltern von dem Rechte Gebrauch, ihre körperlich schwachen Kinder auch über das sechste Jahr hinaus von der Schule fernzuhalten, aber die Zahl derer, die ihre Sprößlinge trotz sichtbar hervortretender körperlicher Schwäche dennoch mit dem gesetzlich festgesetzten Alter in die Schule eintreten lassen, ist doch erheblich größer. Ja, viele Eltern begnügen sich hiermit noch nicht. Sie schicken ihre Kinder schon vor dem sechsten Jahre zur Schule, in der Meinung, ihnen dadurch einen Vorsprung für später zu sichern. Oft gelingt es ja auch, auf diese Art ein Kind mit einem älteren Jahrgange gemeinsam in die oberen Klassen zu bringen, in der Regel aber nicht. Ein Kind dieses Alters lernt ungewöhnlich viel, aber es muß dabei freie Bewegung haben und lernen können, wann, was und wie viel es will. Auf kurze Verweilen müssen viel längere Spielpausen folgen. Auf die Schulbank aber gehört ein solches Kind nicht. Jedem tüchtigen Lehrer thut das Herz weh, ein solches thaurisches Kindchen schon mit Dingen plagen zu müssen, von denen es zwar vorübergehend schon nachdenkt, die ihm aber zum Ziel werden, wenn es vier Stunden nach einander, lezengrade und mühsenstill sitzend, damit traktiert wird. Es wäre sehr zu wünschen, daß von Seiten der Schule alle diese übermäßig um den schulgemäßen Unterricht ihrer Kinder besorgten Eltern über das Verhängnisvolle ihres Thuns aufgeklärt würden und die Schulbank keinem noch vor dem vollendeten sechsten Jahre stehenden Kinde schiffe. Jedes Kind aber, auch wenn es das Schulalter schon erreicht oder überschritten hätte, sollte vor seinem Eintritt in die Schule durch einen kundigen Arzt untersucht und nur mit dessen Zustimmung aufgenommen werden. Vielleicht würde die Berücksichtigung der Forderung, den Beginn des Schulunterrichts erst mit dem siebenten Jahre eintreten zu lassen, noch durchschlagender wirken, wenn auch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß viele der sechsjährigen Kinder schon recht kräftig sind und einen mäßigen Schulunterricht mit Nutzen genießen können. Dieser Unterricht sollte aber nicht lediglich in der strengen Schulkonvention eingepreßt werden, sondern dem Kinde Zeit zur Eingewöhnung lassen, eine geringere Stundenzahl haben und durch längere Pausen oft unterbrochen werden. Da die Schullehrer fast immer in den Parterrezimmern untergebracht sind, so würde eine erhebliche Störung des übrigen Schulunterrichts damit nicht verbunden sein. Andernfalls dürfte sich die Abweigung der unteren Klassen zu besonderen Unterrichtsstunden, wie sie in Schweden und Frankreich bestehen, empfehlen. Auf jeden Fall erfordert die Ueberwachung und Pflege der jungen Schulbürger eine größere Aufmerksamkeit seitens der Lehrer und Aerzte, als ihnen bisher zugewandt worden ist. Was diese Kinder lernen, ist ohne Frage weniger wichtig, als was sie an körperlicher und geistiger Kraft für eine spätere Altersstufe erwerben. Nicht viele Unterrichtsstunden der Grundklasse müssen so-ars für die spätere Bildung als geradezu schädlich bezeichnet werden; denn da der Verstand noch nicht zur Schöpfung des Dargeborenen reif ist, erfolgt eine so mechanische und äußerliche Aneignung, daß ein solches Kind später, anstatt mit eigenem Gedankenmaterial zu arbeiten, den unterrichtenden Lehrer mit bloßem Wortschwall bedient und nur schwer zu einem tieferen Eindringen in den Unterrichtsstoff zu bewegen ist. Die schlimmste Folge des verfrühten Unterrichts aber ist die Schädigung der Kräfte des Kindes und die Erödigung der Verlust. Wenn in den mittleren und oberen Klassen oft so erschreckend viele „Schulleichen“ sich finden, so sind neunzig Prozent derselben auf Rechnung eines verfrühten und zu anstrengenden Grundklassen-Unterrichts zu setzen. Darum kann den Eltern nicht dringend genug gerathen werden, vor der Einschulung ihrer Kinder sich zu vergewissern, ob die kleinen Heiden für die Schularbeit auch schon die nöthigen körperlichen Kräfte besitzen. Vielleicht übernimmt in kürzerer oder längerer Zeit die Schule selbst diese Kontrolle, indem sie die Schullehrer vor der Aufnahme ärztlich untersuchen läßt. Der Schulkonvent würde damit seine Thätigkeit in einer Form beginnen, gegen die von keiner Seite Bedenken erhoben werden dürften. Von manchem jungen Geschöpfe würde dadurch eine ernste Gefahr abgewendet werden.

Nachlese vom Stralauer Fischzug. Die bekannten „Ältesten Leute“ wissen sich nicht zu erinnern, daß dieses sogenannte Volksfest schon jemals so besucht gewesen wäre, als am letzten Sonntag. Amlichschens wird der Besuch auf mindestens achtzigtausend Menschen geschätzt. Das Gedränge, das vom Mittag bis zum Abend herrschte, spottet jeder Beschreibung. Schon von Mittag an war der Wagenerlebe gesperrt. Infolge dessen trat sehr bald Biermangel ein, denn auch die Biermagazinen konnten nicht mehr in das Dorf. Die erheblichen Vorräthe der Wirthe und Fischweyer waren bald zu Ende, nur mit schwerer Mühe konnte noch Bier auf Rähnen herangeschafft werden. Viel Lokalitäten mußten schon gegen Abend schließen, weil das Bier zu Ende und neue Zufuhr unmöglich war. Ein Glas Trinkwasser kostete überall 5 Pfennig, aber auch dieser Nothbehelf hielt nicht lange vor, denn auf dem eigentlichen Festplatz giebt es keinen Brunnen, und die Brannen in den Gehöften des Dorfes versagten — durch den ununterbrochenen Gebrauch beidseitig — sehr bald den Dienst. Wer nicht vor dem Markgrafendamme unlernte und erst in den Menschenstrom hinein geriet für den gab es kein Zurück. Vom Laufen oder Gehen sowie vom Ausbiegen war keine Rede mehr. Die ungewohnte Menschenmasse schob sich wie ein einziger fester Körper mit schnelnden Füßen langsam vorwärts. Dem Tübbeck'schen Lokal gegenüber, wo die Dorfstraße besonders schmal ist, wurde der Bretterzaun des Gärtnermeister'schen Kratts in einer Länge von 30 Meter eingedrückt; getreten und zertrübt ist überhaupt sehr viel Eigenthum geworden. Zu der Dampfstation im Tübbeck'schen Lokal war gar kein Zugang mehr. Alle fünf Minuten brachte ein neuer Dampfer hunderte von Menschen, die nicht aus dem Lokale herauskonnten, weshalb auch niemand hinein konnte. Viele Menschen drangen durch die Nachbargrundstücke und Hecken mit Kind und Regel über die Zäune, um zum Dampfer zu gelangen und damit dem Gedränge zu entfliehen. Auch hier waren die Bäume sehr bald umgedrückt. Wer glücklich den

Kristall erreicht hatte, zog es meistens vor, mit einem Boote oder Dampfer nach Tretow überzugehen oder nach Berlin zurückzukehren. Aber auch diese Verkehrsmittel deckten nur den kleinsten Teil des Bedarfs. Der Erntezug, der Nachmittags am Marktgrändel abgegangen wurde, konnte kaum vorwärts kommen. Die Pferde wurden fast getragen, die Wagen von Menschen geschoben. Jurist konnte der Zug nicht. Zuletzt mußten die Wagen in Schäfte geschoben werden, die „Ernte-Jungfern“ mußten sich zu Fuß durch die Morge drängeln, was die Veranlassung zu den bedenklichsten Wirren gab. Das Publikum hat sich aber im Großen und Ganzen musterhaft betragen. kaum ein halbes Dutzend Verhaftungen haben stattgefunden, darunter befanden sich zwei Taschendiebe. Auf dem Amtsbureau wurden insgesamt 26 verlorene Kinder eingeliefert, die theils am Abend, theils am nächsten Morgen wieder zu den Eltern gelangten. Berliner Polizei war gar nicht zur Stelle, weil dieselbe dort nicht kompetent ist. Nur auf der Grenze des Berliner Reiches, am Marktgrändel, war unter Leitung eines Leutnants ein Kommando berittener und Fußkavallerie postiert, um den Wagenverkehr zu regeln. Die Straßarbeiter haben für den „schlechten Sommer“ ihre Entschädigung erhalten und die Grundbesitzer lachen sich ins Häuslein, denn sie haben jeden Quadratrast ihres Ackerlandes für zwei Mark verpachtet. Trotzdem ist es fraglich, ob im nächsten Jahre eine Wiederholung stattfindet, denn bei der Ortsbehörde ist wenig Neigung dafür vorhanden. Man ist sogar schon so weit gekommen, den Sicherheitsbeamten den kleinen Verpflegungszuschuß zu entziehen, der denselben früher unter dem Amtsvorstande zugeführt wurde, und der derselben bei ihrem täglichen, fast achtzehnstündigen Dienste auf dem Festplatze wohl zu gönnen war.

Nach Schildhorn am waldumkränzten Havelgestade, nehmen in diesen schönen Tagen viele Hunderte von Berlinern ihren Weg. In eigenen Wagen, auf großen Familienkesseln oder Spandauer Fosi, und ein gar reges Leben entwickelt sich in den drei vor der Landung gelegenen Wirtschaften. Da rollt die Angel und fallen die Reel, Konzertmusik erschallt und der Gesangsverein „Arion“ oder „Deephau“ läßt seine Weisen erklingen, und dazwischen hört ringsum von Bienen und Höhen der Lärm der Fröhlichen, die sich halben in munteren Spielen oder unter lautem Jubel den Kopf schlagen. Wer von allen denen die hier in heller Luft jauchzen, weiß wohl, daß nur wenige hundert Schritte entfernt eine Stätte sich befindet, vor der alles Lachen, aller Scherz verstummen muß: der Friedhof der Unglücklichen, d. h. der Plaz, wo diejenigen der Erde übergeben wurden, die freiwillig im tiefen Walde und in den Gewässern den Tod gesucht haben oder in den Fluten verunglückt sind. Rings um Schildhorn zeigt der Wald die Spuren lebhafter Durchwanderung, nur jener Wald, der gen Norden rechts an einer Schenke entlang führt, ist wenig begangen. Die Kundigen, welche wissen, wohn dieser Plaz führt, scheuen sich, ihn einzuschlagen, und diejenigen, welche es nicht wissen, wandeln wohl ahnungslos an der kleinen, von Tannen umschlossenen Lichtung vorüber. Wir aber sehen in dieser schweigenden Oede stille Männer bei irgend welcher Arbeit und treten neugierig näher: Da stehen wir auf dem Friedhofe der Verunglückten und Selbstmörder. Erst vor fünf Jahren wurde derselbe von der Spandauer Forstverwaltung angelegt, und wie reich bewaldet ist heute schon die Stätte! Wir zählen fleißig und einige Gräber, doch in Wahrheit ruhen hier mehr als achtzig Schläfer, denn manche Gräber birgt ihrer Zwei, die vereint den Tod gesucht haben. Aus engem Umkreise und in so kurzer Frist achtzig gemaltem dem Leben Entziffen, von denen weitaus die Mehrzahl freiwillig das Ende herbeiführte, — welche gewaltige Anzahl! Indem wir erschüttert die Reihen überblicken, streicht rasch über die Wälder über die Gräfte dahin, die Gipfel der Fichten tauschen aneinander — es klingt wie Seufzen aus dem Grunde, wie leises Klagen aus der Ferne. Ach, nach mandem von diesen Namenlosen, die hier ein dürres Häuslein auf dem Boden in der Ferne treue Herzen sich sehnen! Wohl ihnen, wenn sie nie erfahren, wie der Verlorene, vom Stempel der Großstadt Verschlungen geendet hat! Gut kann man sich vorstellen, wie die niedrigen Grabhügel da. Auf zwei sieht man amföhlige Holzkreuze, deren Inschrift längst unlesbar geworden ist, und nur auf einem Hügel erhebt sich ein Metallkreuz mit Goldinschrift, doch weist der Brunnen in dieser Umgebung fast verlegend. Die große Mehrzahl der Gräfte enthält irgendwelche Leiche, die Ueberlebenden der Toten gedenken, und darin ähneln sie den Grabstätten der Mönchs-Klöster; doch nicht einmal mit Nummern sind sie versehen, die doch im Klosterfriedhof die Gräber von einander unterscheiden. Kein grüner Rasen überwölbt die Hügel, keine Pflanzplanz löst kein Büumlein überschattet sie. Denn wer sollte wohl an dieser einsamen Stätte die Gräber der Armen, Elenden und Namenlosen pflegen? Nur Tau und Regen tränken den dürren Sandboden, und es ist genug, wenn man durch ein paar Feldsteine die Gräber vom Verwehen, vom Zusammenfliegen in einander schützt. So, wie man auf anderen Friedhöfen die Gräfte durch sorgfältige Pflege des Rasens vor dem Verfallen bewahrt, so hier durch die sorgfältige Unfriedigung und Bewässerung mit Steinen, wie wir dies bei dem Doppelgrabe jener beiden verbliebenen jungen Leute sehen, die im vergangenen Frühjahr bei Schildhorn wechselseitig die Säuhwaffen auf sich gerichtet hatten. So hat denn das Wort „Hämlet“ der Fürster wieder die Selbstmörder richtet: „Statt tröstlicher Gebete sollte man auf sie nur Kiesel, Stein und Scherben werfen“ — hier eine viel freudlichere Bedeutung erhalten. Ueberhaupt gewährt der Friedhof, nachdem man den ersten Eindruck überwunden hat, keinen finstern, unheimlichen Anblick. Die hohen Fichtenstämme umringen ihn wie mit einer natürlichen Mauer, und als wollte die Natur gut machen, was menschliche Pflege an den Gräbern versäumt hat, so ist die bevorstehende Wiese, im Gegensatz zu dem übrigen lahlen Waldboden, mit ungeschälten bunten Blumen bedeckt. Darin liegt eine stille Aufforderung und wer vermüchte ihr zu widersprechen? Schnell sind ein paar Sträuslein gerückt, ein Kränlein geworden, und indem wir sie niederlegen wollen auf die am meisten verwehten Gräfte, gewahren wir, daß Andere bereits ebenso gedacht haben wie wir, daß hier und da auf einem Hügel schon ein Häuflein Blumen blüht, dem unbekanntem Unglücklichen gestreut von mitleidreichem Herzen. Doch eines ist häufig auf dem Friedhofe der Namenlosen: der schwarze gelberne Schuppen, der den Aufgefundenen zur Bewahrung dient, bis ihre Grube fertig geschauelt ist. Man häute sich, einen Blick hinein zu thun: die Gemäßer geben schaurig entsetzt die wieder, welche bei ihnen Zustucht gesucht. Selbst der abgetriebene Karrengaul, der wieder zu einen Namenlosen der Stätte zugeführt hat, scheint eine Ahnung des schwarigen Geschickes zu besitzen, denn er schauelt ängstlich und schwart rubeios mit den Hüften. Sonst aber ruhen die Schläfer ungeschüht. Hier gelangt keine pomphafter Trauerzüge mit aufgeschuppten Rosen, gepulvertem Gesäße, langvoller Mistl und Schwärmen müßiger Reuterziger, und selbst von dem Värm, der unten die Gehäuser erheitert, und sich weit fortplanz auf die Höhen, dringt nichts herüber. Tiefe Stille ringsum, nur das leise Wischen von Blättern durch das düstere Gezweig, nur ein leises Rauschen der Baumwiesel. Doch plötzlich ein herüberwallender Pfiff, begleitet von Glockenläuten: es ist der Dampf, der bei Schildhorn anlegt und uns abrupt zur Grimlach nach der Weltstadt, der Stadt des Glanzes und des Glendes, die dieser einsamen Stätte ihre stumme Bevölkerung sendet. Fahrt wohl ihr Schläfer in dunklem Waldgrün!

Der auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin ausgewiesene frühere Restaurateur Jakob hält sich gegenwärtig hier auf, nachdem ihm der bisherige Aufenthalt zu nächst auf die Dauer von vier Wochen gestattet worden ist. Herr Jakob hat, so schreibt die „Berl. Ztg.“, befanntlich nie-

mal der Sozialdemokratie angehört, sondern ist von jeder Mitglied der Fortschrittspartei gewesen. Seine Ausweisung erfolgte, weil er seinen Versammlungsal den Sozialdemokraten noch hergab, als dieselben ein anderes Lokal nicht mehr erhielten. Die Ausweisung erregte seinerzeit großes Aufsehen. Frau Jakob hat in einer Audienz bei Minister Herrschel zunächst die Gestattung eines jedweden öffentlichen Aufenthalts für ihren Gatten ausgemittelt. Daß Herr Jakob den Nachfolger des Ministers von Püttlamer um die Aufhebung einer Polizeiverordnung ersucht, welche unter dem Regimente des legieren und schwerlich ohne dessen Wissen und Willen verhängt worden ist, wird ihm wohl niemand verdenken. Herr Jakob beabsichtigt eventuell, eine Zigarettenfabrik und -Handlung hier zu errichten, wie er sie auch vor der Uebernahme seines Restaurants in der Landsbergerstraße besaß.

Auf der Tegeler Chaussee hat wieder ein Dreiradfahrer, der leider bisher unbekannt geblieben, ein recht bedauerliches Unglück herbeigeführt. Derselben begegnete auf der Chaussee der Gemüthsänder Richter mit seinem Gepan. Durch das plötzliche Signalgeben mit der Klingel des Dreiradfahrers wurde das Pferd Richters scheu, ging durch und lief mit dem Fuhrwerk dem sogenannten „schwarzen Grab“ zu. Kurz vor der Brücke wurde Richter vom Wagen geschleudert und fiel so unglücklich, daß er mit einer heftig blutenden, schweren Verletzung am Hinterkopf lebensgefährlich liegen blieb. Das Pferd lief mit dem Wagen gegen das Brückengeländer, dasselbe wurde durch den heftigen Anprall durchbrochen, Pferd und Wagen stürzten in den Graben, wo das erste mit gebrochenem Genick liegen blieb. Richter wurde von einer vorbeiführenden Equipage in seine Wohnung geschafft, während das Pferd bald nachher von dem Abdecker abgeholt und nach der Abdeckerie gebracht wurde.

Wie der Premierlieutenant Assing die Spielbank von Monaco krenge! eine recht tragische Geschichte, erzählt der Karlsbader Sprudel wie folgt: Der preussische Premierlieutenant August Assing war seit seiner Kulturzeit von preussischer Militär eine stereotypische Figur in vielen Spielorten. Besonders getre hielt er sich in Spa und in Monaco auf. Sein ganzes sehr beträchtliches Vermögen opferte er dem Spielwesen und die bedeutende Erbschaft nach seinem Vater, dem Kammerdiener Napoleon I. und späteren preussischen Hofkassier, darunter ein großes, eintüriges Binehaus in Berlin, wurde zu Geld gemacht und wanderte zum Kreuzier. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Mann von bedeutender Intelligenz an die Fruchtbarkeit des selbst erfundenen Spielwesens wirklich geglaubt hat. Wenigstens hat er auf den einem Spielmethodenspieler gegenüber nabegelegenden Einwand, warum er die Kombination nicht zu eigenem Vorteil angewendet und sich selbst die Reichthümer geholt hätte, die er anderen als ohne Schwierigkeiten zu gewinnen in Aussicht stellt, allen Ernstes geantwortet, daß er zur Zeit, als ihm die rettende Idee gekommen, schon finanziell detout war. Mit einigen tauisend Gulden, meinte er, würde er sich bald wieder auf die Beine helfen. Der Prospektus, der Neugierige und Interessenten anlocken sollte und in Versen sangbar nach der Melodie der wohlbelannten „kleinen Fischerin“ abgesetzt war, begann folgendermaßen: „Das Ei des Kolumbus oder die moderne Kunst, Gold zu machen. Nächstes Spielmittel gegen Spielwuth und Verluste; liefert die unentbehrlichsten Beweise, daß wer an der Roulette oder im Trente et quarante nicht richtige Summen gewinnt, sondern verliert, ein Kreuz auf sich nimmt, aber das des Sängers Höflichkeit schmelet und nur singt: —“ Hier folgte das Gedicht, das bekanntlich die Abernheit der Menschen glorifit. Mit geringen Mitteln kam Assing im März laufenden Jahres nach Wien, er wollte eine passende Anstellung suchen. Hier ging es ihm herzlich schlecht, zumal auch die schwindelhafte Unternehmung mit der Spielmethode und den Kauttionen, der von ihm aufzunehmenden Kammerdiener ginglich fehlgeschlugen. Im Mai d. J. ist er aus einem Hotel in der Leopoldstadt, ohne die Beschaud zu begleichen, ausgeblieben. Er erniedrigte sich so weit, daß er ein fremdes Dienstmädchen auf der Straße anbettelte. Mitleidigen Herzens gab ihm die Magd 25 Kreuzer und Assing kaufte nothdürftige Nahrung zur Stillung seines Hungers. Die Proschüre, die Assing verlost hatte und die nach Fngabe des Verabstetens zu seiner Ausscheidung aus dem Verbande des preussischen Militärs geführt hat, beproch die Organisation der zweijährigen aktiven Militärdienstzeit, und diese Gefinnung soll, an höherer Dienststelle übel vermerkt, den Anlag gegeben haben, daß man ihn verabschiedete. Assing wurde verhaftet.

Ein Feuerbrand rief unsere Feuerwehre gestern Vormittag 10 Uhr nach dem Grundhöl Feuerwallstraße 26/27, Ecke der Kleinen Kurfstraße. Dasselbst war in dem eine Treppe hoch gelegenen Lagerraum der Wässa- und Wollwollwaren-Fabrik von Blüt u. Meyer ein Feuer ausgebrochen, das mit rascher Geschwindigkeit um sich griff. Das genannte Haus, ein ziemlich alter Bau, hat nach der Niederwallstraße hinaus neun, nach der Kleinen Kurfstraße hinaus acht Fenster Front; es schließt auf drei Seiten einen verhältnismäßig kleinen Hofraum ein. Eine enge Treppe führt nach den oberen Etagen. Diese Art der Anlage erschwerte die Löscharbeit bedeutend. Ein entsehrlicher Qualm stieg aus den glimmenden Wollstoffen empor und erfüllte das ganze Haus. Beim Eintreffen des ersten Löschtrains wurden sofort die Rettungsleitern angelegt und die großen Spiegelscheiben eingeschlagen, um dem Rauche Abzug zu schaffen. — Bei dieser Arbeit fiel einem auf der Leiter stehenden Feuerwehmann ein schweres Stück Glas auf das Handgelenk und legte dies bis auf den Knochen bloß. Der also Verunglückte mußte sich sofort in ärztliche Behandlung begeben. Nunmehr konnten die Sprigenschläuche nach dem Herd des Brandes, dem nach dem Hofe zu gelegenen Lagerraum, geleitet werden. Nach Verlauf einer halben Stunde war man des Feuers Herr, so daß die Austräumungsarbeiten beginnen konnten. Die noch glimmenden Wollen- und Garnballen, Stoffe u. wurden durch die Hintertreter der ersten Etage auf den Hof hinabgeworfen, um dort nochmals mit Wasser übergossen zu werden. Das Feuer hatte die Balkenlage der Decke ergriffen, so daß die geringfügigen Bewohner der zweiten Etage bereits an die Bergung ihrer Habsgütern gegangen waren. Durch die Dielen der über dem Wollwolllager gelegenen Wohnung der Weis- und Hilgenfeld'schen Eheleute drang ein so dichter Qualm, daß dieselben, wäre das Feuer zur Nachtzeit ausgebrochen, ohne Zweifel in kürzester Zeit dem Erstickungstode zum Opfer gefallen wären. In den zu ebener Erde gelegenen Wohnräumen des Destillateurs Sandow richteten die durchsickernden Wassermassen nicht unbedeutenden Schäden an. Ueber die Entstehung des Brandes verlautete, daß man beim Ablaufen der undichten Gasleitung am gestrigen Morgen ein noch glimmendes Strohhalz soigerworfen und dadurch am Boden liegende Wollabfälle in Brand gesetzt habe.

Im Wetterlage wird der „Hoff. Ztg.“ aus Hamburg, den 28. August, geschrieben: Das wärmere, trockenere Wetter der letzten Tage wurde durch den Bestand höherer Druckes über Deutschland herbeigeführt, von welchem Gebiet fallenden Luftstromes trockenere Winde ausgingen. Zwar lagerte im Westen beständig eine Depression, so daß das freundliche Wetter nicht gehindert war und die Wollen der westlichen Depression wiederholt am Horizont erschienen, aber der Mangel einer fortschreitenden Bewegung der Depression behielt uns noch unter der Herrschaft des höheren Druckes. Heute, am Dienstag, setzte die Jurgrichtung der Oberwolken von Süd nach Westnordwest um und erfolgte nach ein kleiner Vorstoß der naben Depression, welcher vorübergehend etwas Regen bringen wird.

Schon kürzlich haben wir darauf hingewiesen, daß man dem Dreirad nicht den Krieg erklären brauche, weil die unmittelbare Folge seiner Freigabe eine etwas übermäßige Ausnutzung der ertrungenen Kredit zur Folge hatte. Indessen mehren sich die Fälle von Zusammenstößen, Ueberfahren, Ver-

unglückungen so sehr, daß sie anfangen bedenklich zu werden. Wenn die Polizeibehörde die Freigabe des Dreirades als ein mit Verurteilung zur Gewinnung eines Urtheils über die Möglichkeit betrachtete, auch das Bicycle freizugeben, so muß sich die zweitödrigen „Stromschleier“ bei ihren bedauerlichen dafür bedanken, daß die Erfüllung ihrer Wünsche wieder in größere Ferne gerückt ist. Denn allzu vertrauens erregend ist das Gebahren der Dreiradfahrer des neuesten Vielleicht werden „Die vom Klub“ dagegen protestieren mit den „Wilden“ verwechselt zu werden, welche zuerst in den Abendstunden ihr stählernes Kof bestiegen; das Publikum aber kennt solche Unterschiede nicht, hat auch nicht immer Zeit, sich zu überzeugen, ob die Badenstrümpfe den Dreiradfahrer als einen von der Aristokratie der Brüderlichkeit erschaffen lassen. Das Publikum meint mit vollem Recht, daß es einer derer ist, welche die ihnen zugewendet gewesenen Sympathien nicht verlieren wollen, dafür zu sorgen, daß nicht Unberufen die ganze Sache in Mitleid bringen. Und das geschieht, wenn kein Tag ohne ein größeres Unglück vergeht. Die Polizei verlangt, daß jeder Radfahrer einen Fahrschein hat. Wie die jungen Leute lieben sich nicht ein Dreirad auf einige Stunden in der Hoffnung, nach dem Fahrschein nicht gestraft zu werden, und doch sind es diese irregulären Truppen der schon sehr reich gewordenen Armee, welche seit allein das Unheil verursachen. Die erfahrenden Radfahrer müssen selbst dafür sorgen, daß jeder einen gewissen Grad von Gewandtheit Niemand die mehrlose Bevölkerung losgelassen werden könne. Das ist gar nicht so schwer. Wer sich ein eigenes Dreirad besorgt — eine durchaus erhebliche Ausgabe von ca. 400 M. — wird zweifellos sich schnell damit vertraut machen. Den Vorkommnissen aber, die ohne Vorkenntniß gleich mit dem geborgten Dreirad losziehen, sollte seitens der Verleibsinstitute die Schuld denn doch nicht zu leicht gemacht werden. Einen Zwang können die Veloipediten ja nicht ausüben, ihr Einfluß auf die Verleibsgelderte aber wird es dennoch zu Wege bringen, daß die Angehörigen dieses neuesten Geschäftszweiges in reiflich überlegen, wenn sie eine Maschine anvertrauen. Sie ist es nicht, kommt nicht, nachdem die Zeit der Nachschiff lange genug gedauert hat, etwas mehr Solidität in den ihnen Sport, so gehört ein Umschlag in der öffentlichen Meinung durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten.

Trotz der Einstellung des Billeterverkaufs auf den Stadtbahnstationen, die in den letzten Tagen mehrfach ausfinden hat, ist die vielbeseigte Ueberfüllung der Wagen zu vermeiden gewesen. Jeder der den um 5 Uhr 55 M. und folgenden, eine Stunde später gehenden Nordringzug in die Richtung Schleißer Bahnhof-Friedrichsberg-Wealthei verlassen sich hieron überzeugen. 15 Personen in einem Abteil gehen bei diesen Zügen so ziemlich als normal. Die Ueberfüllung des Billeterverkaufs kann hierauf keinen oder nur geringen Einfluß haben, denn die große Mehrzahl derjenigen, welche die Züge benutzen, sind mit Arbeiter-Wochenbillets versehen. Die Stadtbahnstrecke Wiensied-Friedrichstraße liegen die Besetzung fast ähnlich. Abhilfe wird kaum anders, als durch Einstellung mehrerer Züge zu schaffen sein, bei Schluß der täglichen Arbeitszeit in denjenigen Fabriken, Bauen und anderen Betriebsstätten, wo die Abonnenten der Stadt- und Ringbahn beschäftigt sind. Die zweckmäßigste Festsetzung dieses Zeitraumes könnte nach vorheriger Anfrage bei den Stadtbahn-Verwaltungen großer Schwierigkeiten machen.

Für die Abendung von Drucksachen durch die Post ist ein Fall beachtenswerth, der kürzlich bei dem Zweigbüro einer hiesigen stenographischen Centralverein vorgekommen. Der gedachte Verein versendete gedruckte Einladungen zu einem Feste. In dem gedruckten Texte hatte sich ein Fehler eingeschlichen, indem der Anfang des Festes auf 4 Uhr statt auf 7 Uhr angegeben war, und der Abend hatte die Hebung mit Tinte vorgenommen. Die Post des Aufgaborteils Direktionsbezirk Breslau, sandte einige der Einladungen, die sie nämlich an Parionen im Orte gerichtet waren, wieder als unbestellbar, während die Sendungen nach Auferhalb, die nachherhebung von 7 und resp. 17 Pfennigen Porto von den Adressaten, befordert wurden. Sämtliche Sendungen wurden mit Dreipfennigmarken versehen. Auf etwobene Beschwerden wies die Breslauer Oberpostdirektion, daß die Einladungen zur Beförderung als Drucksachen nicht befördert werden, da dieselben nach ihrer Fertigstellung durch eine Aenderung am Abhalte erfahren haben und die Hebung der Zahl 4 in 7 als Verächtigung eines Drucksachen im Sinne der Postordnung nicht anzusehen ist. Es hätte über diese Sendungen überhaupt nicht befördert werden dürfen, wenn hätten dem Abhender zurückgegeben werden müssen, dies auch mit den für den Ortsbestellbezirk bestimmten Sendungen geschehen ist. Wegen Rückzahlung des remittirten Portos seien die betreffenden Postämter deshalb mit Anweisung versehen worden. — Der Fall ist jedenfalls insofern wichtig, da der Begriff der zulässigen Verächtigung einer Drucksache die ergangene Entscheidung bedeutend beschränkt. Aufserhalb bildet dies Vorkommniß ein passendes Pendant zu dem Drucksache von Berlin nach Köln versendeten Tausendmarktschek, von dem kürzlich so viel in den Zeitungen die Rede war und der, wie erinnertlich, prompt an seine Adresse gelangt sein soll.

In das Moabiter Untersuchungsgefängniß wurde am Montag Abend ein verurthetiger Schläger eingeliefert, der Brutalität in einem Falle einen überaus betrübenden Eindruck gezeitigt hat. Am letzten Mittwoch betrat der Köhlermeister E., der in der noch zu Berlin gehörigen Straße Nr. 32 wohnt und als stiller, solcher Mann bekannt ist, dasische Lokale der Blumenthalstraße zu Friedrichsberg und trank dort ein Bier. An seinen Tisch setzte sich auch der Tischlergeselle K., der bald einen Wortstreit provozierte. Im Verlauf desselben glaubte er wahrscheinlich, seinen Argumenten dadurch besondere Nachdruck verleihen zu müssen, daß er S. kurzer Hand ein Glas über seinen Kopf schmetterte, dann denselben beim Krugen nach dem Lokal hinaus auf die Straße warf. Von dieser Stelle nun einige Stufen zu dem Lokale hinauf. S. stürzte die Treppe so unglücklich hinab, daß er mit blutendem Kopfe dem Hofe liegen blieb. Er wurde nach seiner Wohnung gebracht und dort, bis er sich besserte, die Krankenpflege besorgt. S. wurde schließlich durch den Arzt zum Tode verurthet und nach demselben Abend in das Untersuchungsgefängniß in Moabit wegen Körperverletzung in idyllischem Erfolge gemacht werden wird.

Ein wilder Kuh führte vorgestern Nachmittag auf der Tegeler Chaussee im Reinickendorfer Bezirk einen recht bedauerlichen Unglücksfall herbei. Der Führer eines mit Vieh besetzten Wagens hielt vor einem Gehöft, um eine Kuh abzuladen, die selbe plötzlich wild wurde und auf den Wagenführer zu stürzte. Dieser ergriff die Flucht, wurde aber von der Kuh verfolgt, bis er sich an die Weiden begab. Die Kuh wurde bald gefangen und an die Weiden verbracht. Die Kuh wurde bald gefangen und an die Weiden verbracht. Die Kuh wurde bald gefangen und an die Weiden verbracht.

Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes sind in der Zeit vom 12. bis zum 18. August er. von je 1000 Bewohnern, auf den deutschen Durchschnitt berechnet, als gestorben gemeldet: in Berlin 28,4, in Königsberg 29,9, in Köln 26,6, in Frankfurt a. M. 15,6, in Wiesbaden 16,3, in Hannover 15,6, in

